



Konrad
Adenauer
Stiftung



zwanzig magazin

Ein Magazin zum Herbst 1989 aus Leipzig



Liebe Leser,

am Anfang stand der Überdruß. Ist zur friedlichen Revolution im Herbst 1989 nicht schon alles gesagt worden? Unzählige Sonder-sendungen und Jubiläumshefte erzählen die Geschichte von den Mutigen, die mit Kerzen und Gebeten einen Unterdrückungsstaat stürzten. Können junge Journalisten – die meisten von ihnen aus Westdeutschland und 1989 noch nicht des Schreibens mächtig – dem noch etwas hinzufügen?

Wir kamen nach Leipzig und stellten fest: Man kann. Im Jahr *zwanzig nach* muss man nur das Telefonbuch aufschlagen, um Helden zu finden. Wir haben sie angerufen. Wir haben mit einem der letzten DDR-Indianer gesprochen, eine sozialistische Schulstunde besucht und heimliche Gewinner der friedlichen Revolution gefunden. Das Ergebnis: ein interdisziplinäres Projekt der Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung. Neben dieser Zeitschrift entstanden auch eine Radiosendung und ein TV-Magazin.

Ob wir mit dem Notizblock unterwegs waren, mit dem Mikrofon oder der Fernsehkamera – eines haben wir immer wieder gespürt: Die friedliche Revolution ist noch lange nicht Geschichte.

Viel Spaß beim Lesen wünscht

die Redaktion

INHALT



Friedliche Revolution

DIE MONTAGS-DEMONTAGE

Drei Menschen, drei Schicksale: Wie ein Pfarrer, ein Journalist und ein Polizist den 9. Oktober 1989 erlebten
6 - 9



Ostalgie

DAS VERKLÄRUNGSGESCHÄFT

Nostalgische Produkte sollen an die „gute, alte Zeit“ erinnern. Aber Kissen mit DDR-Emblemen findet nicht jeder lustig
10 - 11



Umwelt

DAS VORZEIGEDORF

Früher war Mölbis der dreckigste Ort Europas. Heute herrscht dort Postkartenidylle
12 - 15



Jugendkultur

„WIR WAREN KOMMERZ“

Der erste Breakdance-Meister der DDR erinnert sich an schnelle Drehungen im Kopfstand
16 - 17



Glaubenssache

DER ERFOLG DER ANDEREN

Ohne mutige Pfarrer wäre die friedliche Revolution undenkbar gewesen. Profitiert haben aber die Zeugen Jehovas
18 - 20



Kunstraum

NEU EINGEFÄDELT

In der ehemaligen Leipziger Baumwollspinnerei verwirklichen sich heute Künstler
21 - 23



Kung-Fu

DER KÄMPFER

Als Gastarbeiter kam Hoang Quang 1987 nach Leipzig. Die Geschichte eines Aufstiegs mit Hindernissen
24 - 25

Zivilcourage

NACH ALTER SCHULE

Im Schulmuseum besuchen Jugendliche eine Unterrichtsstunde anno 1985
26 - 27



Ostrock

SOUNDCHECK MIT DER VERGANGENHEIT

Ihre Lieder waren Protest. Was ist aus den Rockstars der DDR geworden?
28 - 30



Abenteuerlust

WILDER OSTEN

Aus Sehnsucht nach Freiheit wurden DDR-Bürger zu Hobby-Indianern. Das Porträt eines Häuptlings
31 - 33



Unternehmergeist

AUFERSTANDEN AUS RUINEN

In den verlassenen Gebäuden alter Kombinate gründen sich kleine Betriebe. In Plagwitz mit Erfolg
34 - 37



Flaniermeile

MEIN ZWEITES ICH

Der Leipziger Hauptbahnhof ist zum Shopping-Paradies geworden
40 - 41



Kader

DIE GOLDSCHMIEDEN

Über Frühförderung im Sport sind Experten uneins. Zwei Meinungen
42



Humor

SCHLUSS MIT LUSTIG

Ein Witze-Veteran macht den Abgang
43 - 45



DIE MONTAGS-DEMONTAGE

Ein Pfarrer will den Staat besiegen.

Ein Journalist will, dass die Welt davon erfährt. Ein Polizist will überleben.

**10:00UHR/LEIPZIG,
ESSENER_STRASSE**

Toralf Dörre sitzt im Schulungsraum der fünften Volkspolizei-Bereitschaft in der Essener Straße. Er ist Grundwehrdienstler – schmalschultrig, glattrasiert. In zwei Wochen ist sein Wehrdienst beendet und er ist raus hier. Doch freuen kann er sich nicht: Sein Name steht auf der Liste der Polizisten, die heute ausrücken sollen. „Es muss mit Verlusten auf beiden Seiten gerechnet werden“, sagt der Politoffizier vor ihm: „Heute wird in Leipzig mit der Konterrevolution ein für alle Mal Schluss gemacht.“ Wer kneift, den erwartet das Militärgefängnis Schwedt.

**10:10UHR/BERLIN,
PRENZLAUER_BERG**

Siegbert Schefke verlässt seine Wohnung über den Dachboden. Seit Tagen lungern vor seiner Tür Stasi-

Protokoll des 9. Oktober 1989

Leute rum. „Satan“ haben sie ihn getauft. Von seiner Flucht merken sie nichts. Schefke klettert über die Dächer und steigt ein paar Häuser weiter wieder herunter. An der Schönhauser Straße wartet Aram Radomski. Er ist Fotograf, Schefke Kameramann – beide arbeiten für die ARD. Wenn heute in Leipzig geschossen wird, muss das die Welt wissen.

**10:30UHR/LEIPZIG,
TROENDLINRING**

Teelichter flackern in der evangelisch-reformierten Kirche. Immer wieder wird eine neue Kerze angezündet und ein Gebet gesprochen. Bitten um Frieden. Pfarrer Hans-Jürgen Sievers beobachtet den Gottesdienst der Theologiestudenten. Eine Woche zuvor hatten Polizisten direkt vor seiner Kirchentür mit Schlagstöcken auf Demonstranten eingepöbeln. Heute Abend wird es wohl noch schlimmer kommen. Es gibt Gerüchte: Internierungslager im Agra-Park, ein Krankenhaus bunkere schon Blutkonserven. Sievers will sich aber nicht einschüchtern lassen. Seine Kirche wird am Abend offen sein.

**13:00UHR/LEIPZIG,
TROENDLINRING**

Auf der Straße zu filmen, ist undenkbar – überall stehen Polizisten und Soldaten. Die Kamera verstecken Siegbert Schefke und sein Kollege in einer Plastiktüte und laufen über den Ring. Ein Informant hat ihnen den Tipp mit der reformierten Kirche gegeben. Von deren Kirchturm aus kann man bis zum Hauptbahnhof sehen. Sie klingeln am Pfarrhaus. Die Tür öffnet sich. Sie fragen, ob der Pfarrer die DDR-Dokumentationen kenne, die bei „Kontraste“ in der ARD gelaufen sind. Der Pfarrer nickt. „Das waren wir“, sagen sie. Sie erzählen ihm, was sie vorhaben. Der Pfarrer nickt wieder. Er wird sie vor dem Friedensgebet auf den Turm lassen.

**14:00UHR/LEIPZIG,
NIKOLAIKIRCHHOF**

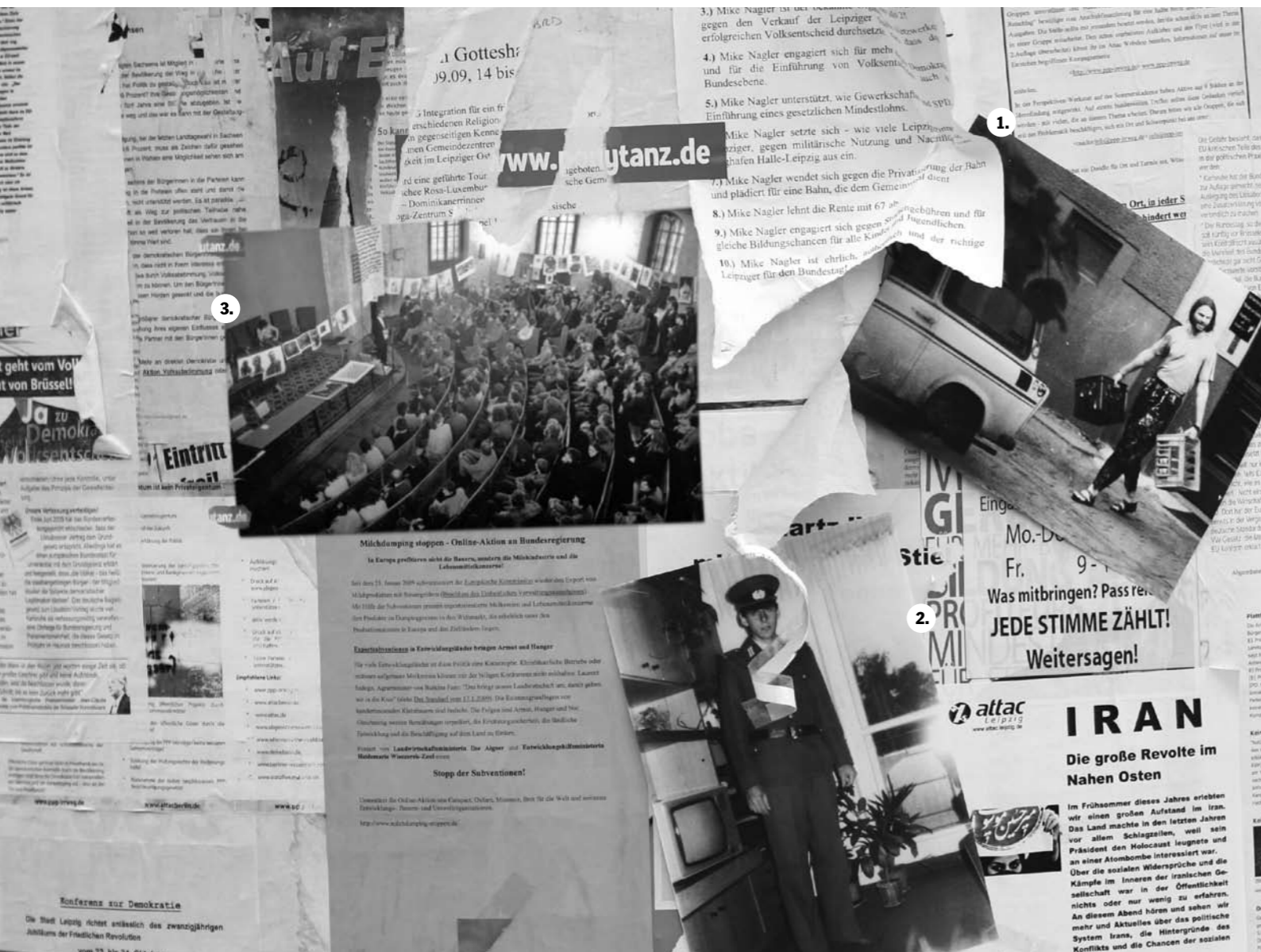
Die Pfarrer und Mitarbeiter der vier Kirchen, in denen heute das Friedensgebet stattfindet, treffen sich für letzte Absprachen. Manche von ihnen haben Angst bekommen. „Wir müssen die Leute heute Abend schnell nach Hause schicken“, sagt ein Kollege. Sievers will aber niemanden nach Hause schicken. Nächster Punkt: Die Behörden bitten die Pfarrer einzuschreiten, falls die Situation eskalieren

70.000 Demonstranten kamen am 9. Oktober 1989 in die Leipziger Innenstadt, um gegen die Unterdrückung in der DDR zu protestieren. Mehr als 5.000 Soldaten, Polizisten und Stasi-Mitarbeiter sollten den Protest gewaltsam zerschlagen. Überrascht von der Zahl der Demonstranten hielten sich die überforderten Sicherheitskräfte aber zurück

sollte. „Wie soll das gehen?“, fragt sich Hans-Jürgen Sievers. Zwischen die Fronten stürzen und rufen: „Lasst uns doch friedlich miteinander reden?“ Für alle Fälle wird er heute einen schwarzen Anzug anziehen, damit ihn auch jeder als Pfarrer erkennt.

**16:00UHR/LEIPZIG,
ESSENER_STRASSE**

Toralf Dörre weiß schon seit einer Woche, dass er heute rausmuss. Fast anderthalb Jahre war er in Leipzig stationiert. Saß die ganze Zeit im Heizhaus und hat Dampfventile auf- und zuge-dreht. Dazwischen drei Mal Schusstraining, ein bisschen Theorieunterricht und Judo. Das Wochenende war er bei seiner Familie. Hat mit seinem Sohn



Die Protagonisten früher (und heute, S. 9). Die Litfaßsäule steht auf dem Augustusplatz und diente den Demonstranten 1989 als schwarzes Brett

gespielt und seiner schwangeren Frau gesagt: „Das wird schon gutgehen.“ Als die Lastwagen die Kaserne verlassen, glaubt er selbst nicht mehr daran. Der Staat ist auf Krieg aus und er steht an der Front.

16:00UHR/LEIPZIG, TROENDLINRING

Hans-Jürgen Sievers sieht noch zu, wie der Hausmeister mit den Kameraleuten in den Turm steigt und die Tür hinter sich abschließt. Dann geht er nach unten und öffnet die Kirchentür. Draußen wartet schon eine Menschentraube.

17:00UHR/LEIPZIG, HAUPTBAHNHOF

Die Lkw der Bereitschaft fahren an der Osthalle vor. Die Männer bleiben

sitzen. „Gut so“, denkt sich Toralf Dörre. „Am besten den ganzen Abend hier sitzen und nichts tun.“ Unter der Plane reden sie: über das Frühstück und die Familie. Nur nicht über das, was kommen wird. In den Kirchen, wissen sie, hat jetzt das Friedensgebet begonnen.

17:30UHR/LEIPZIG, TROENDLINRING

„Es wird ein langer Weg. Es wird nicht an Knüppeln fehlen, die man uns über den Kopf schlagen oder zwischen die Beine werfen wird“, predigt Hans-Jürgen Sievers. Hunderte Augenpaare sind auf ihn gerichtet. „Wir werden laufen und laufen und laufen und uns nicht wieder wie Kinder behandeln lassen.“ Um 18 Uhr ist der Gottesdienst vorbei.

18:50UHR/LEIPZIG, HAUPTBAHNHOF

„Absitzen!“ Es ist der Befehl, den niemand hören will. Schlagartig ist es still. „Einsatzbereitschaft

herstellen!“ Die Männer zerren die Kisten mit den Helmen, Schilden und Schlagstöcken hervor. „Das ist gar nicht gut“, denkt sich Toralf Dörre. Als er vom Lkw springt, kann er zum ersten Mal auf den Ring sehen. Aus der Richtung des Karl-Marx-Platzes laufen Tausende Menschen dicht gedrängt auf den Hauptbahnhof zu. Dörre schaut sich um. Hier stehen vielleicht hundert Polizisten. „Zug marsch!“ Sie setzen sich in Bewegung. Abhauen geht nicht mehr. Wer desertiert, wird erschossen. Im Block mit den anderen bewegt sich Toralf Dörre auf die Demonstranten zu. Sein Kopf fühlt sich leer an. Keine Angst. Keine Gefühle. Nur noch ein Gedanke: Wenn er nahe genug dran ist, will er alles fallen lassen. Seinen Helm wegschmeißen, zu den Demonstranten rennen und schreien: „Bitte schlagt mich nicht!“

18:55UHR/LEIPZIG, TROENDLINRING

Siegbert Schefke und Aram Radomski liegen im Taubendreck auf dem Kirchturm der reformierten Kirche. Das rote Aufnahmelicht der Kamera verdecken sie mit ihren Händen. Dann sieht Schefke Stasi-Männer auf den Dächern gegenüber. Wenn er sie sehen kann, dann können sie ihn auch sehen.

19:00UHR/LEIPZIG, HAUPTBAHNHOF

Noch 25 Meter bis zu den Demonstranten. Sie laufen weiter. Dörre wartet auf den Befehl „Gefechtsbereitschaft“: Visier schließen, Schlagstöcke in die Hand nehmen. Noch 20 Meter. „Zug kehrt!“, brüllt plötzlich der Offizier. „Zu den Lkw! Aufsitzen!“ Dörre kann es kaum fassen: Sein Zug kehrt um.

21:00UHR/LEIPZIG, TROENDLINRING

Schefke und Radomski haben genug Material. Auf die Straße trauen sie sich nicht – aus Angst vor der Stasi. Im Pfarrhaus sitzen sie bei Hans-Jürgen Sievers und essen belegte Brote. Aus dem Fernseher schreien Tausende Demonstranten: „Wir sind das Volk!“ Schefke hat seine Kamera an den Fernseher des Pfarrers angeschlossen. Erst als draußen die Straßen leer sind, verlassen die beiden Journalisten das Haus. In der Drehtür des Leipziger Merkur-Hotels wartet Ulrich Schwarz, DDR-Korrespondent des „Spiegels“, auf sie. Sie geben ihm das Band, er will es in den Westen schmuggeln. Dann fahren sie zurück nach Berlin.

21:30UHR/LEIPZIG, TROENDLINRING

Hans-Jürgen Sievers und seine Frau Wilma sitzen allein im Wohnzimmer. Nun beginnt die Angst. Am 17. Juni wurde doch auch erst an den Tagen danach richtig aufgeräumt. Was wird jetzt passieren? Sie beschließen, Geld abzuheben. Falls sie morgen verhaftet werden, können sich ihre Söhne wenigstens versorgen.

23:30UHR/LEIPZIG, HAUPTBAHNHOF

Im Lkw ist es still. Keiner will mehr reden. Noch immer ist die Angst groß. Was ist, wenn sie noch mal absitzen müssen? Erst als die Motoren angelassen werden, weiß Toralf Dörre: Der Einsatz ist vorbei. Er hat den 9. Oktober überlebt.



1. Siegbert Schefke, heute 50, drehte die einzigartigen Bilder vom 9. Oktober 1989. Um ihn und seinen Kollegen Aram Radomski zu schützen, sagte Tagesthemen-Moderator Hanns Joachim Friedrichs, die Bilder stammten von einem italienischen Kamerateam

2. Toralf Dörre, heute 45, ging drei Wochen nach seinem Einsatz am Hauptbahnhof selbst in Leipzig demonstrieren. Dörre arbeitet heute als Klimaanlage-Monteur in Leipzig

3. Hans-Jürgen Sievers, heute 66, wurde am Tag nach der Demonstration nicht von der Stasi verhaftet und arbeitete bis 2005 in Leipzig als Pfarrer. Heute hält er Vorträge über den 9. Oktober 1989 und sagt, die Leipziger sollten stolz auf ihre Revolution sein



von Insa Winter

DAS VERKLÄRUNGSGESCHÄFT

**Vor 20 Jahren fiel die Mauer und die SED-Diktatur fand ihr Ende.
Doch heute wird die DDR oft positiver bewertet, als sie wirklich war**

Pittiplatsch ist wieder wer. Gemeinsam mit Schnatterinchen und dem Fuchs – den Freunden vom Sandmännchen – sitzt der Kobold im Regal. Von den Helden des DDR-Kinderfernsehens gibt es Kuscheltiere, Spieluhren, Handpuppen und Schlüsselanhänger zu kaufen. Ein paar Regale weiter stapeln sich T-Shirts: „Held der Arbeit“, „DDR-Einzelkämpfer“ oder „Aktivist der 1. Stunde“ steht darauf. In anderen Regalen türmen sich Zollstöcke, bedruckt mit dem Gesicht

von Erich Honecker oder dem DDR-Emblem. Auch Restbestände der Original-Pionierhalstücher und NVA-Jogginganzüge liegen im wohnzimmergroßen Verkaufsraum des „Ossiladens“ in Leipzig-Wahren.

20 Jahre nach der friedlichen Revolution erfreuen sich DDR-Produkte und -Erinnerungsstücke wachsender Beliebtheit. Die Kunden des „Ossiladens“ kommen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und den Niederlanden. Sie bestellen per Internet zwischen 12.000 und 15.000 Pakete jedes Jahr.

Dass nach der Wiedervereinigung der schnelle wirtschaftliche Aufstieg in Ostdeutschland ausblieb, habe viele Menschen enttäuscht, versucht Ulrich Wagner, Professor für Sozialpsychologie an der Universität Marburg, das Ostalgie-Phänomen zu erklären. „Psychologisch kann man das als eine Art von Bedrohung betrachten.“ Mit Sätzen wie „Bei uns ging es menschlicher zu“ oder „Wir haben uns nähergestellt“ versuchten Ostdeutsche, den DDR-Alltag rückblickend aufzuwerten. Dass Produkte mit DDR-Emblem wieder modern sind, inter-

Essiggurken sind Geschmackssache.
An Stasi-Symbolen auf Kuschelkissen
scheiden sich die Geister



pretiert Wagner aber eher als modischen Trend und weniger als politisches Zeichen. „Es könnte auch jedes andere Symbol sein.“ Immerhin hätten auch andere Produkte aus den 80er Jahren heute wieder viele Fans.

Irmtraut Hollitzer sieht das anders. Bei ihr lösen DDR-Devotionalien Abscheu aus. Sie ist Mitglied des Bürgerkomitees Leipzig und ehrenamtliche Mitarbeiterin im Museum in der „Runden Ecke“, der einstigen Stasi-Zentrale. „Wenn ich Stasi-Embleme auf Werkzeugen, Feuerzeugen, T-Shirts oder wo auch immer sehe, dann kommt mir die Galle hoch“, sagt sie. Für Hollitzer tragen diese Produkte zur Verharmlosung der DDR bei – und zur „Verhöhnung ihrer Opfer“. Um Besucher zum Nachdenken anzuregen, haben die Mitarbeiter des Museums vor einigen Jahren eine Vitrine mit DDR-Devotionalien aufgestellt – unter anderem liegt dort auch ein Feuerzeug mit Stasi-Symbol und eine Küchenuhr mit DDR-Logo. „Man kann sich immer gerne an frühere Zeiten erinnern“, sagt Hollitzer. „Ostalgie beschreibt aber eher die Sehnsucht nach einem Land, das ja so schön doch nicht war.“ Deshalb sollte ihrer Meinung nach jeder „Ostalgie“ zu einem Besuch im Stasi-Museum verpflichtet werden.

Der Ausdruck „Ostalgie“ wurde 1996 von dem Kabarettisten und „Polizeiruf“-Darsteller Uwe Steimle erfunden, der sich den Begriff sogar patentieren ließ. Für ihn bedeutet er den „liebvollen Umgang mit den Zeiten“. Steimle ist in der DDR groß geworden. „Ich lebe von Erinnerungen, ohne dass ich was verklären will. Aber ich erinnere mich an gute Stunden und versuche, die natürlich auch im Kontext zu sehen.“ Produkte mit DDR-Emblemen findet er „grauenvoll, weil damit ein Geschäft gemacht wird“. Kaufen würde er sie nicht, „höchstens eine originale DDR-Flagge“. Verboten würde er sie allerdings auch nicht, denn das heiße nur die

Nachfrage an. Grund zur Sorge gibt es seiner Meinung nach nicht: „Da können wir doch locker mit umgehen. Es gibt die DDR nicht mehr. Sie ist an sich selbst gescheitert.“ An positiven Erinnerungsstücken aus DDR-Zeiten hängt Steimle trotzdem. Seinen Wartburg besitzt er noch heute, weil er „ein wunderschönes Auto ist“. Neulich hat Steimle auch noch ein Paar Stoffturnschuhe im Originalzustand gefunden. „Die riechen noch nach Plaste“, sagt er. Beim Thema Ostprodukte ist seine Devise: „Wenn jemand mit der Seele daran hängt, mit dem Leben, mit der Liebe, dann ist das in Ordnung.“ Das gilt für Pittiplatsch, aber sicher nicht für Feuerzeuge mit Stasi-Emblem.

„Wenn ich
Stasi-Embleme sehe,
dann kommt mir
die Galle hoch.“

Irmtraut Hollitzer





Freut sich über frisches Grün im Garten: Pfarrer Karl-Heinz Dallmann engagierte sich jahrelang gegen die Umweltverschmutzung durch den Braunkohletagebau

DAS VORZEIGEDORF

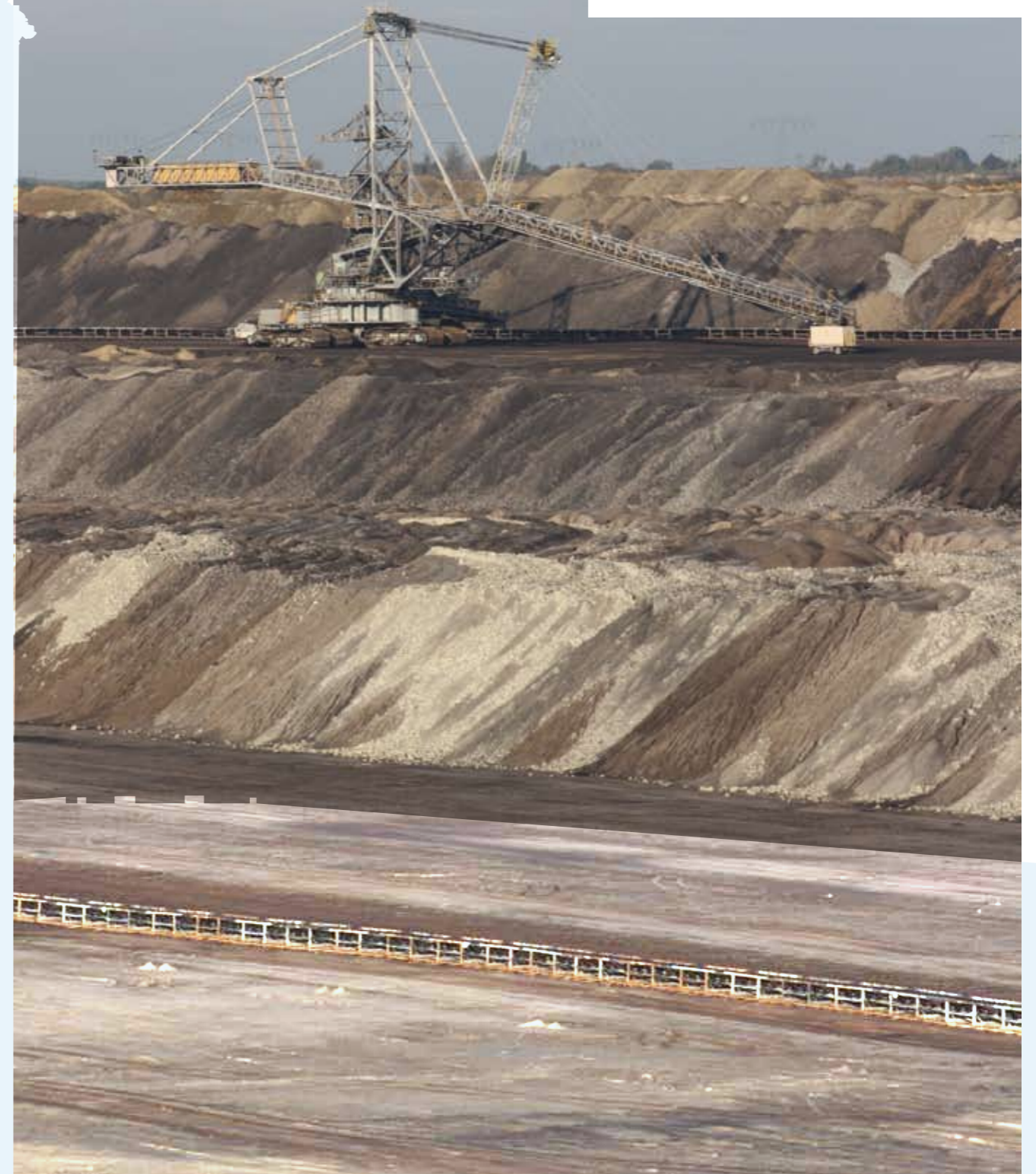
Mölbis galt bis 1990 als der dreckigste Ort Europas.
Heute herrscht dort Postkartenidylle

von Johannes Jolmes

Der Wandel in Mölbis zeigt sich an der Fichte. Bis zum zweiten Stock des Hauses reicht die Baumkrone. Die Äste sind so dicht, dass nur vereinzelt Sonnenstrahlen hindurchscheinen. Pfarrer Karl-Heinz Dallmann, 65, betete und demonstrierte vier Jahre lang für diese Fichte und für saubere Luft in Mölbis. „Mölbis war der Vorhof zur Hölle“, sagt Dallmann. Denn der Ort liegt nur 800 Meter Luftlinie entfernt von Espenhain. Bis 1990 bliesen dort 30

Schmelöfen des VEB Braunkohleveredelungswerks Dreck und giftige Gase in die Luft. Es kam vor, dass in Mölbis die Bäume im Mai ihre Blätter verloren. Im Winter färbten Rußpartikel den Schnee schwarz. Im Supermarkt standen viele Menschen schon vor der Ladenöffnung an, um die Trostlosigkeit bald darauf in Alkohol zu ertränken. Westdeutsche Journalisten verpassten Mölbis das Prädikat „dreckigstes Dorf Europas“.

Heute ist Mölbis ein idyllisches Plätzchen. In der Mitte des Ortes liegt der Dorfteich, eingerahmt von Ahorn-Bäumen. Eine einspurige Straße schlängelt



sich durch das Dorf. Die Vorgärten sind zentimetergenau gezirkelt und erinnern an eine Landesgartenschau im Miniaturformat.

Pfarrer Dallmann steht in Birkenstocksandalen in seinem Garten. Gelb und rot blühen die Blumen. Er trägt ein kariertes Hemd und hat schulterlanges graues Haar. Vor 1989 war dieser Garten eine Utopie. Wegen der giftigen Gase aus den Schwelöfen verödeten die Pflanzen meist, bevor sie blühten. Dallmann, auch Religionslehrer und Rock-DJ, führte von 1986 bis 1990 die Demonstrationen in Mölbis an. Er setzte sich dafür ein, dass die Schwelöfen abgeschaltet wurden. Ein Plakat mit dem Schriftzug „Das Maß ist voll“ hängt heute im Dorfmuseum.

Siegfried Seidel, 68, lebte von den Schwelöfen. Er hat eine kräftige Statur und einen Händedruck wie ein Schraubstock. Seidel stand neben den Öfen, die seit den 60er Jahren täglich 1,6 Tonnen Ammoniak und 20 Tonnen Schwefel ungefiltert in die Luft bliesen. „Wir sind doch alle in der Region mit der Kohle groß geworden“, sagt er. An 310 Tagen im Jahr wehte der Südwestwind den giftigen Qualm nach Mölbis. In der Schwelerei reparierte Seidel die Anlagen. Die Schwielen an seinen Händen sind Zeichen von 24 Jahren Maloche. Seidel blättert in einem Buch über den VEB Espenhain. Er erkennt viele. „Da, mein Chef“, sagt er und zeigt mit seiner Hand auf ein Schwarzweißfoto. Zu Hochzeiten arbeiteten 24.000 Menschen im Bergbau südlich von Leipzig und förderten im Jahr 60 Millionen Tonnen Braunkohle.

Pfarrer Dallmann kriecht aus der Linde auf dem Dorfplatz heraus. Wie einen Vorhang schiebt er die Äste beiseite und blickt auf sein weißes, zwei-

stöckiges Pfarrheim. Das Haus wurde nach 1989 saniert – der Ruß hatte die Wände schwarz gefärbt. „Die DDR-Regierung hat versucht, die Bürger in Mölbis ruhigzustellen“, sagt Dallmann und schüttelt den Kopf. Wenn es zu DDR-Zeiten in Mölbis wieder „gedreht hatte“, gab es die doppelte Salartation im „Konsum“. Verödete Pflanzen tauschten die Mölbiser gegen das Pflanzgeld ein. Bares gegen Bronchitis, Ekzeme und Eiterbeutel. Ein Gutachten des Ministeriums für Gesundheits- und Sozialwesen der DDR, datiert auf den 11. Januar 1990, Aktenzeichen 070 390, liest sich wie das ärztliche Bulletin eines Schwerkranken. „Während früher (1974) jedes vierte bis fünfte Kind erkrankte, trifft dies heute (1990) auf jedes zweite Kind zu.“ Ergebnis der Studie: „Aufgrund der extremen Umwelt- und Arbeitsplatzbelastungen [...] sowie eines erhöhten Krebsrisikos durch die Emissionen von kanzerogenen Kohlenwasserstoffen wird gefordert, den Betrieb schnellstmöglich [...] einzustellen.“

In Mölbis regte sich der Widerstand schon früher. Eine Bürgerin schrieb 1987 an den Vorsitzenden des DDR-Ministerrats, Willi Stoph: „In Auschwitz wurden die Leute auch vergast, da ging es nur schneller.“ Ab 1983 organisierten die Mölbiser Umweltgottesdienste, um auf ihren Zustand aufmerksam zu machen. Erst kamen 70 Menschen, dann 400, später über 1.000. Die Gottesdienste wurden ein Protest gegen das Regime unter dem Deckmantel des Umweltschutzes. Erst nach der Wende hatten sie Erfolg. Am 26. August 1990 ging der letzte Schwelofen in Espenhain aus.

Ditmar Haym, 58, war von 1984 bis 1998 Bürgermeister von Mölbis. Er ist ein stämmiger Mann, kurzärmliges Hemd, weißes Haar und randlose

Brille. Der Karabiner für seinen Schlüsselbund hängt an der Gürtelschnalle. Er kennt jeden in Mölbis und winkt viel. Mal mit der rechten, mal mit der linken Hand. „Da, meine große Tochter“, sagt er und zeigt auf den Spielplatz, wo eine Frau einem schaukelnden Kind zusieht. Dass jetzt wieder Kinder in Mölbis spielen, grenzt an ein Wunder. Das Schicksal von Mölbis war 1990 eigentlich bereits besiegelt. Noch im Januar 1990 stimmten 77 Prozent der Mölbiser für den Abriss des Dorfes. Die Menschen gaben dem Ort keine Chance mehr.

Doch innerhalb weniger Monate wurde die Luft besser. Im August 1990 votierten bei einer zweiten Abstimmung 93 Prozent gegen den Abriss. In den Jahren danach wurden mehrere Millionen Mark in neue Häuser, den Straßenbau, einen Kindergarten und den Umweltschutz investiert. „Wir wollten die Zukunft von Mölbis neu beginnen lassen“, sagt Haym. 1996 erhielt der Ort dafür eine Umweltauszeichnung. In der Alten Orangerie hängt noch ein Plakat mit dem Aufdruck „Unsere Zukunft hat schon begonnen“.

Pfarrer Dallmann redet im Stakkato über die Vergangenheit. Wenn er über die Zukunft spricht, wird aus seiner Stimme ein leises Murmeln. Arbeitsplätze fehlen, mehr als 13 Prozent der Mölbiser sind ohne Job. Viele sind weggezogen, es fehlen Perspektiven. In Mölbis gibt es keinen Supermarkt mehr, keinen Bäcker, nur noch eine Gaststätte. „Jetzt haben wir zwar eine schöne Umwelt“, sagt Dallmann. „Aber die Arbeit ist weg.“



Bürgermeister Ditmar Haym und Pfarrer Karl-Heinz Dallmann pflanzten 1990 eine Linde auf dem Dorfplatz. Symbolisch besiegeln sie damit das Ende der Schwelöfen. Die heutige Idylle bringt aber neue Probleme mit sich



WIR WAREN KOMMERZ

von Oskar Piegsa

Heiko „Hahny“ Hahnewald war 1988 erster DDR-Breakdance-Meister. Heute tanzt er immer noch – und erzählt aus seinem Leben voller Drehungen im Kopfstand



Foto: privat

Aus seiner ersten Kopfverletzung hat „Hahny“ gelernt: Heute macht der 43-Jährige seine Headspins nur noch mit Schutzkappe

Es war ein bisschen unklug, das ohne Spannungsgummi zu machen, bei den abrupten Bewegungen. Ich hatte mir extra diesen Anzug schneidern lassen: total schwarz, mit weißen Streifen an der Seite. Und dann stand ich beim „Fest der jungen Talente“ neben Artisten, Jongleuren und anderen Tänzern vor den Juroren der FDJ-Kreisleitung – und mitten in der Vorführung reißen meine Träger und die Hose rutscht runter. Bei dem Fest wurde die sogenannte Amateureinstufung für Künstler vergeben und wenn du die nicht hattest, durftest du in der DDR nicht auftreten und Geld dafür verlangen – Lampenfieber hatte ich also schon. Ich habe aber trotz der verrutschten Hose die Einstufung „sehr gut“ bekommen, in der Kategorie „braek-dance“ – das stand so, falsch geschrieben, auf meiner Lizenz.

Im Mai 1984 hatte ich zum ersten Mal bei einem Disco-Abend eine Breakdance-Gruppe gesehen. Ich fand es toll, wie sich einer der Tänzer im Kopfstand vorwärts geschoben hat. Das habe ich nach der Disko sofort bei meinen Eltern in der Stube ausprobiert. Das Ergebnis war eine Schürfwunde am Kopf. Ich habe mich davon aber nicht einschüchtern lassen. Ich wollte schon immer Akrobat werden. Als Breakdance kam, war das genau mein Ding.

Ich habe überall geübt, auch auf der Straße, und hatte damals total viele blaue Flecken, weil ich keine Ahnung hatte, wie man sich richtig bewegt. Es gab vielleicht mal eine „Bravo“, aber sonst hatten wir ja keine Informationen aus dem Westen. In meinen Tanz sind deshalb Elemente aus der Sportgymnastik und den russischen Kosakentänzen eingeflossen und Sachen, die es in jedem Varieté zu sehen gab: Flickflacks, Saltos, Handstände.

1985 kam der amerikanische Film „Beat Street“ in die DDR, der von der Hip-Hop-Kultur handelt. Er sollte den Leuten hier wohl vermitteln, wie schlecht es den Schwarzen in der New Yorker Bronx geht. Dass man auch Breakdancer sah, führte aber dazu, dass plötzlich jeder Zweite das ausprobierte.

Einige Jahre später blieb nur noch der harte Kern. Es gab Ende der 80er Jahre vielleicht 30 gute Gruppen und davon fünf oder sechs, die richtig gut im Geschäft waren. Aber ich glaube, keine hatte so viele Auftritte wie wir: „Hahny’s Break Crew“. Wir tanzten auf Firmenfesten, Frauentagsfeiern mit eigenem Galaprogramm, zum 1. Mai und zum Republik-Geburtstag und dann natürlich in Diskotheken, auf Volksfesten, Stadtfesten, alles. Show ist Show, wir waren da schon ziemlich kommerziell. 1988 gewannen wir die erste DDR-Championship, das war der Oberhammer. Danach kam der Organisator der „Break Looping Tournee“ auf uns zu und bat uns, mit auf seine Tour zu kommen. Die Tournee führte Künstler, Feuerspucker, Models und die fünf besten Breakdance-Gruppen quer durch die DDR. Das war ein Riesending.

Dass man mit Breakdance Frauen aufreißen kann, ist ein großer Irrglaube. Aber bekannt wurden wir

schon. Auch finanziell ging es uns blendend. Wir hatten ja alle noch Brotjobs, ich war Briefträger, die anderen beiden haben in einer Gärtnerei gearbeitet. Bei 20 bis 25 Auftritten und 50 Ostmark pro Show war das ein Tausender zusätzlich pro Monat. Ein normaler Arbeiter hat im Schnitt 700 Ostmark verdient.

1989 ging es mit uns richtig voran: rund 270 Auftritte, viel unterwegs und immer schön im Hotel gelebt. Wir waren auf Tournee in Polen und haben beim Pfingsttreffen im Palast der Republik vor Tausenden Leuten getanzt.

Tiefgründige politische Diskussionen haben wir damals nicht geführt. Wir haben mit dem, was wir aus den USA kannten, in unserem kleinen Space gelebt und waren zufrieden – als Vögel im goldenen Käfig. Als die Mauer fiel, waren wir gerade in Potsdam. Nach dem Auftritt sind wir gleich nach Westberlin gefahren und auf den Ku’damm. Für uns war das schon ’ne gute Sache. Am nächsten Tag waren wir dann aber wieder auf Tournee, die ging noch bis zum Jahresende weiter.

Anfang 1990 war ich durch die ganzen Auftritte körperlich am Ende. Außerdem gab es in unserer Gruppe Reibereien. Ich habe dann gesagt: finito! Erstmal weg. Was sollte ich auch machen, hauptberuflich zur Post für 500, 600 Ostmark? Da dachte ich mir, ich geh rüber und bin dann nach Böblingen bei Stuttgart. Das war ein sehr harter Schnitt. Im Westen war auch nicht alles aus Gold. Es war schön dort, aber auch etwas einsam. Ich habe weiter getanzt, ganz normal in der Disko und auf Partys. Im Breakdance bin ich verwurzelt, da steckt mein ganzes Herzblut drin.



Mit den Wendejahren ist Breakdance in Ostdeutschland abgeflacht. Viele Tänzer sind nach drüben gegangen. Andere haben ihren Job verloren und damit wichtigere Sorgen als Breakdance gehabt. Große Veranstaltungen wie die „Break Looping Tour“ sind zusammengebrochen und viele Firmenfeste sind weggefallen, weil die Betriebe zugemacht haben. Im April 1994 bin ich wieder zurückgekommen: Heimat ist Heimat. Ich habe dann hier sechs Mal pro Woche trainiert, das gab noch mal einen richtigen Leistungsschub. Heute mache ich mit meinen 43 Jahren wieder Bühnenshows, tanze auf Hochzeiten und Galas und biete Breakdance-Kurse an.

Klar wird alles schwieriger, wenn man älter wird. Ich mache aber noch die gleichen Sachen wie früher, wenn auch nicht immer perfekt, weil ich nicht mehr alle Moves übe. Muss ich immer wieder auf der Hand springen und



mir die Knochen kaputt machen? Ich will ja noch ein paar Jahre weitertanzen. Wenn Jüngere heute sagen: „Hahny, nicht schlecht für dein Alter“, dann frage ich zurück: „Und du? Du bist 25, du müsstest das doppelt so gut können!“

Zu DDR-Zeiten hatten wir nicht die modernste Technik oder die schicksten Klamotten, aber rein von der künstlerischen Leistung waren wir damals besser.



Dank an Thomas Fuhrmann für die Leihgabe des Kassettenekkorders

Ohne mutige Pfarrer hätte es die friedliche Revolution nicht gegeben.

Profitiert haben aber nicht die Kirchen, sondern die Zeugen Jehovas

DER ERFOLG DER ANDEREN

von Pierre-Christian Fink



Martin Jahn war nach 1989 am Aufbau der Zeugen Jehovas in Sachsen beteiligt – auch am Bau des Königreichsaals in Penzig bei Chemnitz

Für rund 500 Leipziger wird Gottes Wort zwischen der Schlosserei Hantzsch und dem Fega Elektro-Großhandel lebendig. Mindestens zwei Mal pro Woche versammeln sich die Zeugen Jehovas in ihrem Königreichsaal, einem schmucklosen Neubau im Industriegebiet Leipzig-Nordost. Die Männer kommen im Anzug, die Frauen mit langem Rock. „Schön, dich hier zu sehen“, werden neue Besucher begrüßt. Der Saal ist mit Teppichboden ausgelegt. An der Stirnseite steht eine Bühne mit Rednerpult und Topfpflanzen, davor sind rund 15 Stuhlreihen angeordnet – ganz wie in einem Konferenzsaal. Dass sich hier eine Glaubensgemeinschaft trifft, verrät nur ein Bibelzitat an der Wand: „Lest gründlich Zeugnis ab für die gute Botschaft.“



In Ostdeutschland gibt es immer weniger Protestanten und Katholiken. Auch die Gemeinde von Gerald Kluge, katholischer Pfarrer von Radeberg bei Dresden, ist auf 1.300 Gläubige geschrumpft

Solche Königreichsäle stehen in mehr als 50 sächsischen Städten. Außerdem betreibt die Gemeinschaft in Glauchau bei Zwickau ein eigenes Kongresszentrum, das rund 2.000 Gläubige fasst. In ganz Sachsen leben mehr als 13.000 Zeugen Jehovas – rund 0,3 Prozent der Bevölkerung. Das ist ein höherer Anteil als in jedem anderen Bundesland. Im Mai akzeptierte Sachsen nach dem Vorbild von Berlin die Glaubensgemeinschaft als Körperschaft des öffentlichen Rechts. Damit sind die Zeugen Jehovas juristisch zu einer Kirche geadelt.

Doch für den Sektenbeauftragten der katholischen Kirche in Sachsen, Gerald Kluge, hat sich mit dieser Entscheidung nichts geändert. Die Zeugen Jehovas betrachtet er weiterhin als gefährliche Sekte. „Das Verbot von Bluttransfusionen kann lebensbedrohlich sein. Außerdem führen die Zeugen Jehovas ein sehr eingegengtes Leben.“ Die Anhänger müssten jeden Kontakt zu Außenstehenden abbrechen. „Wer von der Gruppe abfällt, steht ganz allein da. Das ist seelisch sehr hart“, sagt Kluge, 47. Er arbeitet als Pfarrer in der Sankt-Laurentius-Kirche von Radeberg bei Dresden. Seine Gemeinde von rund 1.300 Katholiken erstreckt sich von Nord nach Süd über rund 30 Kilometer.

Die Zeugen Jehovas, gelenkt aus New York, zählen weltweit rund sieben Millionen Mitglieder. In Versammlungen werden die Zeugen darauf vorbereitet, in Fußgängerzonen den „Wachturm“ zu verteilen und sich von Haustür zu Haustür zu klingeln. Die Gläubigen sollen ganz in ihrer Religion leben und sich als einzige Aufrechte in einer teuflischen Welt sehen.



Der Erfolg der Zeugen Jehovas in Sachsen ist erstaunlich, weil die Glaubensgemeinschaft in der Region fast 60 Jahre lang unterdrückt wurde – zunächst von den Nationalsozialisten, später von den Kommunisten. „Es gibt auch von mir eine dicke Stasi-Akte“, sagt Martin Jahn, 69. Er trägt einen grauen Anzug und hat die Haare streng zurückgekämmt. Seit den 50er Jahren ist Jahn bekennender Zeuge Jehovas in Penzig bei Chemnitz. Früher hätten sich die Gläubigen in Privatwohnungen treffen müssen, seien in der Schule und im Beruf benachteiligt und zu Tausenden verhaftet worden. „Wir haben uns nicht als Opposition gesehen. Wir haben uns völlig neutral verhalten und beispielsweise die Wehrpflicht verweigert“, sagt Jahn.

Ihre Geschichte erzählen die Zeugen Jehovas in der Ausstellung „Standhaft trotz Verfolgung“, die bereits in rund 20 sächsischen Städten zu sehen war. Der katholische Sektenbeauftragte Kluge sieht die Ausstellung skeptisch: „Das persönliche Leid muss man achten. Dass Leute gelitten haben, heißt aber nicht automatisch, dass dadurch das System gut wird.“

Den Erfolg der Zeugen Jehovas in Sachsen erklärt Jahn aus der Geschichte heraus: Schon vor der Unterdrückung sei die Glaubensgemeinschaft in der Region stark vertreten gewesen. „In Dresden gab es in den 20er Jahren sogar die größte Gemeinde der Welt.“

Solveig Prass, 43, von der Initiative gegen psychische Abhängigkeit in Sachsen sucht die Gründe für den Erfolg der Zeugen Jehovas in den großen Städten. „Besser als im Dorf funktionieren die Zeugen Jehovas in der Stadt, wo der Mensch sich verloren und verlassen fühlt“, sagt Prass, schwarze Lederhose, wirre Locken. In großen Städten seien die Menschen empfänglicher für einfache Antworten. Die Angebote der Sekten füllen rund 200 Aktenordner in Prass' hohem Büro in einem Leipziger Gründerzeithaus.

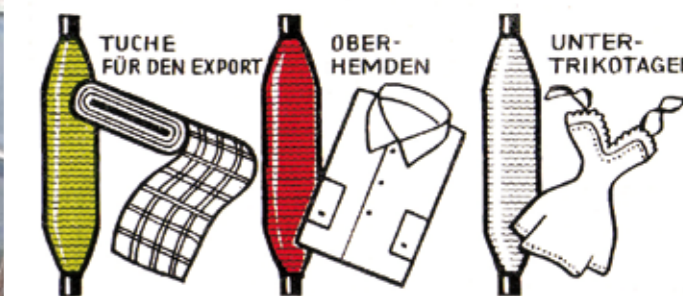
Der katholische Sektenbeauftragte Kluge erklärt den Erfolg der Zeugen Jehovas mit deren Hochburgen im Erzgebirge. Dort sei die Gemeinschaft auf gute Voraussetzungen für die Mission gestoßen: „Je höher die Berge, desto enger der Horizont.“

Dass die Sektenberater in Sachsen viel Arbeit haben, ist für den Religionssoziologen Gert Pickel, 46, von der Universität Leipzig ein Ergebnis von Vereinsamung. „Die Sekten profitieren davon, dass sie in kleinen Gruppen eine Identität spenden können.“ Die evangelische und die katholische Kirche Ostdeutschlands seien noch zu groß, um diese Zuflucht zu bieten – aber schon zu klein, um von der breiten Gesellschaft akzeptiert zu werden: „Im Osten ist eine wichtige Schwelle unterschritten worden.“

Die Beobachter rechnen weiterhin mit Zulauf für Sekten – aber nicht für die Zeugen Jehovas mit ihrer straffen Gliederung und ihren rigiden Moralvorstellungen. „Derzeit ist die Esoterik im Kommen“, sagt Prass. Die passe mit ihrem Glauben an die eigene Stärke und ihren unverbindlichen Formen besser zum Zeitgeist.

„Die Sekten profitieren davon, dass sie in kleinen Gruppen eine Identität spenden können.“ Gert Pickel

Klassische Industriearchitektur als Raum für moderne Kunst: die Backsteinhallen der Leipziger Baumwollspinnerei



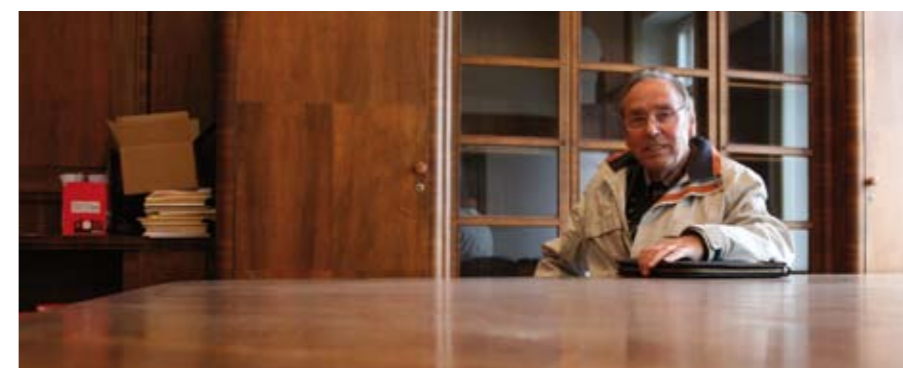
Das Summen hört Peter Haupt immer noch. Hunderte Spindeln rotieren, aufgesteckt auf lange Maschinen, und summen. Das Geräusch füllt die ganze Etage. Die Luft ist feucht und warm, so soll der Faden die richtige Spannung behalten. Sie ist schwer vom Geruch nach Maschinenöl. Braunkohlegestank quillt aus dem Schlot im Hof und dringt durch die Fenster.

„Wenn wir Sorge hatten, mit unserer Produktion den Vertrag nicht zu erfüllen, habe ich geholfen, die Maschinen zu bedienen“, sagt Peter Haupt und löst den Blick von den hohen Fenstern der dritten Etage. Dort oben schnurrten früher die Produktionsanlagen. Haupt, 71, war der letzte Direktor der Leipziger Baumwollspinnerei. 1988 produzierten die knapp 1.600 Mitarbeiter des volkseigenen Betriebs 182 Millionen Kilometer Garn für Kleidung, Bettwäsche und Autoreifen der DDR. Das Plansoll, sagt Haupt, hätten sie immer erfüllt. Der pensionierte Direktor steht im Innenhof seines ehemaligen Betriebs. Er ist groß

von Lena Jakat **NEU** In der Leipziger Baumwollspinnerei entsteht Kunstvolles nach neuem Muster **EINGEFÄDELT**



Im Atelier des Künstlers Hendrik Voerkel herrscht kreatives Chaos



Von hier aus hat er den VEB Leipziger Baumwollspinnerei geleitet: Peter Haupt in seinem ehemaligen Büro



und geht leicht gebeugt. Er kommt ab und zu hierher zurück. Manche erkennen den Mann mit der altmodischen sperrigen Brille und grüßen. „Das war mein Revier“, sagt er und lacht. Meistens lachen seine Augen mit, wenn er von früher erzählt.

Heute ist es still auf dem Gelände, aus einem fernen Fenster weht leise Musik herüber. Es riecht nach nassem Teer und Herbstlaub. In dem roten Backsteingebäude, eine Etage unter der alten Fertigungshalle, sitzt Hendrik Voerkel auf einem abgeschabten braunen Sofa. „Man ist nonstop mit der Vergangenheit dieses Ortes konfrontiert“, sagt er. „Durch Ölflecken an der Decke oder Löcher in den Wänden.“ Auf dem Fußboden zeichnen helle Umrisse die Maschinenlandschaft des Spinnereibetriebs nach. Voerkel, 32, ist Maler. Er habe sich für Kunst interessiert, sagt er, es einfach ausprobiert und sei dann dageblieben. Seine Stimme klingt weich und unaufgeregt. Seit zwei Jahren arbeitet Voerkel hier in der „Pilotenkueche“, einem Gemeinschaftsatelier auf 300 Quadratmetern, in dem im Dreimonatsrhythmus Künstler an gemeinsamen Ausstellungen arbeiten. Hier experimentieren sie mit neuen Rezepten für Bilder, Skulpturen und Installationen. Kochplatte, Käsemesser und italienische Espressomaschine belegen aber: Hier wird tatsächlich auch gekocht.

Anfang der 90er Jahre wurde die Herstellung traditioneller Baumwoll-

garne auf dem Gelände in Leipzig-Lindenau eingestellt. Seitdem ziehen die Fabrikhallen des 19. Jahrhunderts Künstler und Kreative an. Prominentester Mieter: Neo Rauch, Begründer der Neuen Leipziger Schule. „Es ist der Platz und der Freiraum, der Künstler lockt“, sagt Hendrik Voerkel. Inzwischen haben auf dem rund sechs Hektar großen Spinnereigelände mehr als hundert Kunstschaffende ihre Ateliers, mehrere Galeristen ihre Schauräume und zahlreiche Handwerker ihre Werkstätten.

Voerkel sagt, natürlich erfülle ihn seine Arbeit. „Ich kann mir aber auch vorstellen, dass ich mit einem anderen Beruf genauso glücklich wäre.“ Hätte das mit der Malerei nicht geklappt, er hätte Sprachen studiert, Schwerpunkt Ostasien. Er fasst eine Leinwand an den zwei Längsverstrebungen ihrer Rückseite und stellt das Gemälde an die hohe kahle Wand der „Pilotenkueche“. Kräne sind darauf zu sehen und blaugraue Bürotürme, die sich im Wasser spiegeln. Voerkel malt Stadtlandschaften. „Mich hat Leipzig geprägt. Eine Stadt, in der vieles leer steht“, sagt er. „Wenn keine Bewegung da ist, stehen die Häuser im Vordergrund.“ Der junge Mann blickt prüfend auf sein Bild. Seine Augenbrauen, die in der Mitte zusammengewachsen sind, rücken noch dichter zusammen. Er ist sich nicht sicher, ob es schon fertig ist. Voerkel wird oft der Leipziger Schule zugerechnet, ein Etikett, das er sich nicht aufkleben lassen will. „Ich will in meinen Bildern vor allem das Lebensgefühl unserer Zeit ausdrücken, einen eigenen Stil entwickeln“, sagt er, „und nicht in eine Schublade gesteckt werden.“

Im weißen Gebäude an der Geländeeinfahrt steigt Peter Haupt langsam die Treppe in den ersten Stock hinauf, er ist ein willkommener Besucher in seinem alten Büro. Als in den vergangenen Jahren die Bauten nach und nach saniert wurden, war er oft hier, half den Wasser- und Elektroinstallateuren. Er weiß, wo die Haupthähne sind, wo die Stromleitungen laufen. Er kennt seinen Betrieb.

Die ausgetretenen Stufen knarren unter jedem seiner Schritte. Eine schwere Doppeltür öffnet sich zu einem hohen Raum. An der dunklen Holztafelung treiben die Messingzeiger der Wanduhr die Zeit voran. Haupt setzt sich an den massigen Konferenztisch.

Er ist erst 32 Jahre alt, als ihm das Kombinat 1971 die Leitung des Betriebs überträgt. Für den Posten habe er sich durch seine Arbeit qualifiziert, sagt er. Aber sicher, es sei auch eine politische Entscheidung gewesen. Seit seiner Studentzeit war Haupt Mitglied in der SED. Seine Arbeit sah er auch als Beitrag zum Gelingen des Sozialismus. „Engels hat gesagt, die Arbeit ist ein Grundelement des Menschen. Das kann ich für mich auch behaupten“, sagt er. Es spielte für ihn keine Rolle, dass er anfangs nicht unbedingt in die Textilindustrie wollte. „Ich habe mich nie über die Arbeit beschwert, auch wenn ich mal die Schnauze voll hatte.“ Ein Vierteljahrhundert hielt Haupt von diesem Raum aus die Garnproduktion am Laufen, verwaltete den chronischen Mangel und baute mit an der Zukunft der sozialistischen Volkswirtschaft. „Die Vorteile, die Leipzig als Messestandort genoss, musste man knallhart ausnutzen.“ Wenn Besucher aus dem Westen kamen, klappte es auch schneller mit neuen Fenstern.

Hendrik Voerkels Sommerterrasse ist ein Stück gepresstes Metall, Überrest eines Transportwagens aus der sozialistischen Vergangenheit. Er blinzelt und überlegt. Für ihn ist 1989 Geschichte. Als Junge war er mit seinen Eltern bei den Demonstrationen dabei. „Ich erinnere mich an die Massen und die positive Stimmung.“ Für Peter Haupt begann im Herbst 1989 der Kampf um seinen Betrieb. Er wollte weiterproduzieren, wenn schon keine Garne, dann wenigstens den Cord, das Gewebe für die Autoreifenproduktion. Anfang der 90er Jahre wurde die Herstellung von Baumwollgarn eingestellt, die Spinnerei von der Treuhand an einen neuen Besitzer verkauft. Haupt musste sein großes Büro verlassen und bekam einen kleinen Raum am Rand des Ge-

ländes zugeteilt. „Die zentrale Frage war: Produziert man weiter oder produziert man Arbeitslose?“, sagt Haupt. Mit dem Reifencord hätte man vielleicht überleben können, glaubt er. Seine Stimme wird hart. „Man wollte dann nur noch Geld verdienen. Mit den gesellschaftlichen Verhältnissen hat sich auch die Zielvorgabe geändert.“ Das Schlimme sei die Herablassung gewesen, die ihm entgegengeschlagen sei. „Da kommen junge Berater in mein Büro und legen die Beine auf den Tisch, ganz selbstverständlich.“

Die Jahre des Systemwechsels haben ihm zugesetzt, auch körperlich. 2001 bezahlte Haupt seinen Einsatz für den Betrieb mit zwei Herzinfarkten und verlor den Kampf um die Produktion. „Was mir dann noch blieb, war, das, was ich mühsam aufgebaut hatte, ebenso mühsam wieder zu verkaufen. Das hat wehgetan“, sagt er und seine Stimme bricht.

Zwischen altmodischen Hinweisschildern zur Feuerwache zieren Graffiti und Street-Art-Sticker die orangefarbenen Fassaden der Spinnereigebäude. Haupt kann mit vielem, was hier geschieht, nichts anfangen. „Aber ich bin froh darüber, so gibt es wenigstens weiterhin Leben.“ In der „Pilotenkueche“ kramt Hendrik Voerkel zwischen Malutensilien, Papierresten und Farbeimern nach einem Kaffeelöffel. Das große Atelier ist fast leer geräumt. Bald beginnt der nächste Durchlauf. Dann kommen wieder neue Künstler, neue Ideen.

DER KÄMPFER

von Patricio Farrell

Als Gastarbeiter kam er 1987 in die DDR, heute besitzt Hoang Quang ein Textilgeschäft und leitet eine Kung-Fu-Schule. Die Geschichte eines Aufstiegs mit Hindernissen

功夫

Kung-Fu

Jeden Morgen um 6.30 Uhr klingelt sein Wecker. Dann übt Hoang Quang eine Stunde lang den „Tiger“ im Innenhof: Kurz und kraftvoll stößt er beide Hände in die Luft, die Finger wie Krallen gekrümmt. Hoang ist Großmeister im vietnamesischen „Nam Hong Son“-Kung-Fu. Einer von 20 weltweit, so schätzt er. Kung-Fu ist für ihn Lebensphilosophie, Lebensversicherung und Sport – und zwar genau in dieser Reihenfolge.

Hoang Quang, 57, ist einer von rund 60.000 vietnamesischen Vertragsarbeitern, die bis 1989 in die DDR kamen. Allein zwischen 1949 und 1961 hatten 2,7 Millionen Menschen die DDR verlassen. Menschen, die dem Land fehlten. Deswegen sollten günstige Arbeiter aus „sozialistischen Bruderländern“ die Planwirtschaft stützen. Mehr als die Hälfte dieser Vertragsarbeiter kam aus Vietnam. Ihre Arbeitsverträge waren auf fünf Jahre begrenzt. Als die Arbeitslosigkeit nach 1989 rasant anstieg, wurden ihnen Rückflüge in die Herkunftsländer angeboten. Hoang blieb. „Wegen der Möglichkeiten“, sagt er.

An den 31. Juli 1987, das Datum seiner Ankunft in Leipzig, erinnert er sich noch genau. „Es war warm, aber nicht so warm wie in Vietnam“, sagt er. Wegen der Arbeit sei er damals in die DDR gekommen. „Aber ein bisschen neugierig war ich auch.“ Er spricht in abgehackten Sätzen. Häufig fehlt die Wortendung. Das „S“ auszusprechen, fällt ihm besonders schwer – bis heute.

Seine Eltern nannten ihn Quang, so wie die Provinz im Norden Vietnams, in der er zur Welt kam. „Ich liebe die Landschaft dort“, sagt er. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht, als er sich an seine Kindheit erinnert. „Unser Spielzeug mussten wir uns damals selber bauen.“ Er zieht seine Augenbrauen hoch. Über seinen schmalen Augen sind sie fast nicht zu erkennen.

Hoang sitzt in seinem Textilgeschäft hinter einem Tisch, auf dem eine Kasse und eine Nähmaschine stehen. Auf seinem Schoß liegt aufgeschlagen die „Bild“-Zeitung. In seinem

Laden verkauft er Kleidung, Deckenlampen und Parfüms. Der Duft von vietnamesischem Kaffee liegt in der Luft. Als ein Kunde den Laden betritt, springt Hoang auf: „Kann ich helfen?“ In Hanoi hat Hoang vier Jahre lang Mathematik und Informatik studiert. In Leipzig arbeitete er nach seiner Ankunft als Gruppenleiter beim VEB Bekleidungswerk „vestis“. Rund 260 Mitarbeiter unterstanden ihm dort. Seine Aufgabe bestand darin, die Arbeitsabläufe zwischen vier Werken zu verbessern. Das ging nur mit Hilfe von Dolmetschern. Bei der Arbeit lernte er auch seine Frau Hoang Lan kennen. Kinder hatten sie zunächst keine, weil Schwangerschaften laut Arbeitsvertrag ein Kündigungsgrund waren.

Nach der Wiedervereinigung wusste Hoang nicht, ob er in Deutschland würde bleiben können. Zunächst erhielt er nur eine Aufenthaltsduldung, die er jedes Jahr verlängern musste. Dann verlor er seinen Job. Dennoch konnte Hoang in Deutschland bleiben.

Die Tür geht auf und Hoangs Sohn Viet betritt das Geschäft. Er trägt Jogginghose und hat einen Ohrring. Viet stellt sich neben seinen Vater, den er um einen halben Kopf überragt. „Ich hätte mich damals nicht getraut, ohne Verwandte in ein anderes Land auszuwandern“, sagt er. Sein Vater, fügt er bewundernd hinzu, sei charakterstark und intelligent. „Er gibt mir sogar Nachhilfe in Mathe, wenn ich etwas nicht verstanden habe.“

Anfang der 90er Jahre verkaufte Hoang Kleidung und Textilien auf dem Bayrischen Platz in Leipzig. „Bei Kälte wie bei Regen“, sagt er. Neben Indern und Pakistanern baute Hoang mit seiner Frau den Stand auf – und abends wieder ab. Acht Jahre lang.

An einem Tag im Jahr 1991 nähern sich rund 20 Skinheads seinem Verkaufsstand. Mit Gaspistolen, Messern und leeren Bierflaschen bedrohen sie ihn. „Ausländer raus, Ausländer raus“, grölen sie. Geld und Waren wollen sie. Doch der Kung-Fu-Meister weiß sich zu wehren. „Angst hatte ich nicht“, sagt er. Mit einem Nuntschaku hält er die Skinheads in Schach, bis die Polizei eintrifft. Als sie endlich kommt, ist kein Skinhead mehr zu sehen. „Die Polizei hat nur meine Daten aufgenommen“, erinnert er sich heute. Das Verfahren wurde wenige Tage später eingestellt.

1993 kam Viet zur Welt. In der Schule machte auch er Erfahrungen mit Ausländerfeindlichkeit. „Fidschi“ schimpften ihn einige Mitschüler. Kung-Fu half ihm, sich vor den Hänseleien zu schützen. Mittlerweile hat Viet viele Freunde. „Ich möchte hier meine Familie gründen und mein Geld verdienen.“ Nach dem Abitur in zweieinhalb Jahren will er Informatik studieren. Sein Vater lächelt.

1998 erhielt Hoang mit seiner Familie eine Genehmigung und konnte sein Textilgeschäft Laden bedeutet mir sehr viel“, sagt er. Aber nicht so viel wie seine Kung-Fu-Schule. Seit 17 Jahren betreibt er die Sportschule in Leipzig, nicht so sehr wegen des Geldes. Er hat ein Versprechen abgegeben: Seinem Urgroßvater, der selber eine Kampfschule in Hanoi geleitet hatte, musste Hoang versprechen, den Kung-Fu-Stil weiterzuentwickeln. Auch im Ausland.

Jeden Abend trainiert er. Die Kung-Fu-Schüler in der Turnhalle des Immanuel-Kant-Gymnasiums schauen zu ihm auf. Hoang brüllt ihnen Anweisungen zu: „In die Knie! 360 Grad springen!“ Seine Schüler wischen sich schon nach wenigen Minuten die Schweißperlen von der Stirn. Hoang ist die Anstrengung nicht anzusehen. Nach eineinhalb Stunden Training beginnt der Endspurt. „Die Finger wie einen Drachen halten“, ruft Hoang seinen Schülern zu. Sie versuchen, seine Gesten nachzuahmen. Hoang nimmt sich Zeit, um die Finger eines Schülers in die richtige Stellung zu bringen. Danach übt er etwas abseits mit den Anfängern. Ein Schüler scheitert zum wiederholten Mal an einer Figur. Als Hoang das bemerkt, holt er ihn in die Mitte, klopf ihm auf die Schulter und sagt: „Nicht aufgeben!“



Für Hoang Quang ist Kung-Fu eine Lebensphilosophie

NACH ALTER

In einer alten Heimatkundestunde aus DDR-Zeiten sollen Schüler eine neue Lektion lernen: Zivilcourage

SCHULE

von Carmen Reichert



„Für Frieden und Sozialismus seid bereit!“ – „Immer bereit!“ Die Klasse setzt sich. „Das Zeug runter vom Tisch“, schimpft die Frau im mausgrauen Kostüm. Während sie zum Pult geht, lassen die Schüler hastig Bücher und Zettel unter der Bank verschwinden. Stühle werden gerückt, Papier wird verschoben und die Heimatkundebücher für die vierte Klasse werden hervorgekramt. Mit strengem Blick schaut der gerahmte Honecker von der Wand neben der Tafel herab.

Es beginnt eine Heimatkundestunde nach dem Lehrplan von 1985, mitten in Leipzig im Oktober 2009. Eben noch trug die Frau im mausgrauen Kostüm, die sich jetzt „Frau Schulze“ nennt, einen lachsfarbenen Blazer und sprach im Imperfekt von der DDR-Zeit. Eben noch war sie Leiterin des Schulmuseums und hieß Elke Urban. Das Spiel, das sie jetzt mit der zehnten Klasse der Mittelschule Ehrenfriedersdorf spielt, heißt „Zivilcourage“. Zu Beginn geht ein Appell an die Schüler: „Ihr werdet immer wieder das Gefühl haben: Die spinnt doch, die Alte. Oder es grummelt im Bauch, und ihr denkt: Das ist doch

total ungerecht. Wenn ihr eine Möglichkeit seht, zu widersprechen, dann tut es bitte.“

Und dann wird Elke Urban zu „Frau Schulze“, zu der Person, die sie selbst nie sein wollte, als sie in der DDR Französisch und Musik unterrichtete. Eine Lehrerin, wie Volksbildungsministerin Margot Honecker sie sich gewünscht hätte: freundlich, nett und streng, wenn es sein muss, aber vor allem mit Leib und Seele im Dienste des sozialistischen Staates. Ihr ungnädiger Ton ist nun einem Grundschullehrergesäusel gewichen, die ganze Klasse war pünktlich zum Fahnenappell, wie wunderbar, sie klatscht in die Hände und lächelt in die Runde. 22 Augenpaare blicken sie an, um 21 Hälsen ist ein rotes Tuch geknotet, an jedem Platz steht ein Namensschild. Ganz vorne sitzt Andreas, damit alle ihn sehen können. Andreas hat kein rotes Tuch, denn er ist kein Thälmannpionier. Ob er nicht doch endlich beitreten wollte, fragt die Lehrerin. „Nein, ich mag nicht“, sagt Andreas trotzig. Da bedauert Frau Schulze ihn: „Wirklich schade, mit deinen guten Zensuren könntest du später mal studieren, aber da wird wohl nichts draus.“

Die anderen Schüler haben sich sofort in ihren Rollen eingefunden, sie haben die ungeschriebenen Spielregeln verstanden: Wer brav in ganzen Sätzen antwortet und das rote Halstuch trägt, hat in dieser Stunde sehr viel Spaß. Anja darf das rosa Plüschtier Emmi drücken, weil sie sich gemeldet hat, als Frau Schulze fragte, wer das Altpapier gesammelt

hat. Besonders gut hat es Ronny, dessen Vater Offizier ist: Er darf beim Antworten sitzen bleiben, und wenn er mal nicht daran denkt, in ganzen Sätzen zu antworten, wird darüber hinweggesehen.

Andreas hat weniger zu lachen. Er kommt beim Lesen nicht dran, wird nicht aufgerufen, wenn er sich meldet. Er darf beim Pioniernachmittag nicht die Fahne tragen, obwohl er Klassenbester ist. Aber ein Nichtpionier kann eben keine Pionierflagge tragen. Das sieht auch Ronny so: „Wir sollten Andreas hier in der Schule lassen und ihm Aufgaben geben.“

Seit 2004 hat Elke Urban mehr als 400 solcher Unterrichtsstunden simuliert. In keiner habe sich eine Klasse mit dem Außenseiter solidarisiert. Keiner sei aufgestanden und habe gesagt: „Das ist ungerecht.“ Und niemand habe das Wort ergriffen, ohne aufgerufen zu werden.

„Die Schüler nehmen die Rolle sofort an“, sagt Elke Urban. Nach wenigen Minuten im Klassenzimmer zeigten sie ein völlig anderes Gesicht, und so entwickle die Geschichte ihre Eigendynamik. Immer wieder frage sie sich, wie sie in der Vorbesprechung noch deutlicher machen könne, dass es auf den Widerspruch ankomme.

Oft beteiligen sich die Lehrer der Schulklassen nach der Stunde an der Diskussion. Einigen sind die Szenen aus dem DDR-Schulalltag fremd, anderen kommen sie aus der eigenen Schulzeit bekannt vor.

Museumsleiterin Elke Urban spielt mit den Schülern DDR-Unterricht aus dem Jahr 1985 nach

Manchmal bekommt Elke Urban böse Briefe von ehemaligen DDR-Lehrern, die von ihrem Projekt aus der Zeitung erfahren haben. Sie werfen ihr Lüge und Geschichtsfälschung vor. Denen dankt sie für die Kritik und empfiehlt dann einen Blick in Lehrbücher und Unterrichtshilfen, nach deren Anleitung die Stunde konzipiert ist.

Für die Schüler der zehnten Klasse der Mittelschule Ehrenfriedersdorf ist die Schulstunde zu Ende. Die Bilanz: Ein Junge hat Frau Schulze in Frage gestellt, als sie die Bundesrepublik als Kriegstreiber bezeichnet hat. Ein Mädchen hatte den Mut zu sagen, dass ihr die Geschichte im Lesebuch nicht gefallen hat. Für Andreas hat niemand Partei ergriffen. Sie haben nicht nur zugelassen, dass die Lehrerin ihn diskriminiert, sie haben auch von selbst Gelegenheiten genutzt, ihn zu piesacken. Als Elke Urban wieder in ihrem Büro im Schulmuseum sitzt, ist sie sich einmal mehr sicher: Sie wird sie noch oft halten müssen, diese Heimatkundestunde anno 1985.

SOUNDCHECK MIT DER VERGANGENHEIT

von Jade-Yasmin Tänzler

Der Ruhm der DDR-Rockstars verblasst.
Thomas Schoppe singt dagegen an

Alles an ihm ist grau. Seine wuscheligen Haare, seine Cordhose, sein Hemd. Er sieht abgekämpft aus. Aber seine Augen blitzen hinter der Brille mit den runden Gläsern hervor. Sie ersetzen das Lächeln, das seinen Lippen schwerfällt. „Ich erzähle. Ich erzähle jetzt sehr viel. Quatsch. Nur Quatsch“, sagt Rocker Thomas Schoppe. Er sitzt auf der Kante, seine Beine baumeln, hinter ihm strahlt ein Scheinwerfer Licht auf die sonst dunkle Bühne.

Schoppe, 64, ist leidenschaftlicher Rocker und Beatmusiker. Er erzählt gerne und viel, aber bestimmt keinen Quatsch. Seit Jahrzehnten steht er schon auf der Bühne, als Mitglied der DDR-Band Renft.

Sie waren die Rolling Stones der DDR, doch sie lieferten mehr als Sex, Drugs and Rock'n'Roll. Sie sangen gegen die Restriktionen des DDR-Regimes, für mehr Freiheit. Zwanzig Jahre später ist es um Renft und die meisten engagierten Beatmusiker ruhig geworden. Ihre Musik heißt jetzt Ostrock. Der Begriff klingt nach Schublade, ein bisschen auch nach Wühlkiste.

In der DDR galten Thomas „Monster“ Schoppe und Renft als aufmüpfig und frech. „Wir wollten ein Album machen, um auf die desaströsen mentalen Strukturen in der DDR hinzuweisen. Unsere Texte waren relativ depressiv. Aber sie sprachen von der Wahrheit und davon, wohin dieses Land uns führte. Wohin uns das ganze System führte“, sagt Schoppe nachdenklich. Er sitzt auf der Bühne im „Anker“, einem Konzertveranstaltungsort in Leipzig. Mit Renft ist er hier schon zu DDR-Zeiten aufgetreten. Er kommt immer wieder vorbei, um alte Freunde zu besuchen oder das nächste Konzert vorzubereiten. Mindestens einmal im Jahr spielte er im „Anker“ mit Renft, sagt Schoppe, steht auf und stellt sich hinter das Mikrofon. „Frech waren wir!“, haucht er zum Soundcheck in das Mikrofon, aus den Lautsprechern dröhnen seine Worte, leicht verzögert, wie ein Echo. „Wir verhielten uns abenteuerlich und stur“, sagt Schoppe. „Wir lieferten von Beginn an sehr kritische Sachen.“

Renft sangen sanft, doch die Botschaft war explosiv. „Was für den nicht angenehm ist / Der am Hintern zu schwer / Und im Kopfe zu bequem ist“, heißt es in „Zwischen Liebe und Zorn“. In der „Rockballade vom Kleinen Otto“, die 1975 zum endgültigen Verbot der Band führte, heißt es: „Hol mich nach Norden / Hol' mich oder ich flieh!“

Ständig standen Renft unter der Aufsicht und Kontrolle der SED-Funktionäre. „Konzerte wurden uns gestrichen“, sagt Schoppe. Er spricht im Imperfekt, als lese er seine Gedanken wie ein Geschichtsbuch. „Wenn wir dann spielten, dann waren Polizei und Stasi immer mit im Saal oder sogar backstage. Es war eine sehr aufregende Zeit für uns.“ Die scharfen Texte über Flucht, Einsamkeit und Todessehnsucht mehrten sich. Und auch die Sehnsucht nach Rebellion.





Foto: Streckton

Gitarrenklänge und starke Riffs sind das Markenzeichen von Renft. Thomas „Monster“ Schoppe (rechts) war von Anfang an dabei



Am 31. Oktober 1965 gehen Tausende DDR-Rockfans auf die Straße. Friedlich protestieren sie gegen die Verbote von fünf DDR-Bands. „Ich bin dahin marschiert, wollte einfach mal gucken“, sagt Dietmar Meixner, 60. Der Renft- und Rockfan war mittendrin im Leipziger Beat-Aufstand. „Muss man sich vorstellen: die ganzen Fußwege voll. Wir stehen einfach da und rühren uns nicht von der Stelle. Überall Rockfreunde mit langen Haaren und Parkas.“ Alles verläuft ruhig. Dann geht die Volkspolizei mit Hunden, Wasserwerfern und Schlagstöcken gegen die Jugendlichen vor. 279 Personen werden festgenommen, 144 von ihnen strafrechtlich verfolgt. „Einen Klassenkameraden von mir haben sie mitgenommen, der musste dann einige Wochen im Braunkohletagebau schuften. Und man hat ihm die Haare abgeschnitten“, sagt Meixner.

Heute ist der einst lautstarke Ostrock leise geworden. Viele Künstler mussten sich 1989 erst einmal neu orientieren. Der Musik-Mikrokosmos der DDR war zerstört, er wurde von Westmusik überschwemmt. Erst 1993 wuchs wieder das Interesse an der Musik, mit der viele Ostdeutsche ihre Jugend verbracht hatten. Aus Rebellion wurde Nostalgie. „Ich gehe gerne zu Konzerten, wenn eine Gruppe dieser Zeit spielt. Und dann schwelge ich in Erinnerungen: die erlebte Jugend, die erste Liebe“, sagt Renft-Fan Meixner.

An den Wänden der kleinen Bar im „Anker“ hängen riesige Bilderrahmen mit Fotocollagen von Schoppe und Renft. Doch die goldenen Ostrockzeiten sind vorbei. Auf dem Musikmarkt müssen sich Renft gegen neue Ostbands wie „Keimzeit“, „Silbermond“ oder „Tokio Hotel“ behaupten. Schoppe sagt, er trage jetzt die Verantwortung, das Liedgut jener Zeit zu erhalten. „Das Authentische muss bleiben, das ist mitunter gar nicht so einfach.“ In seinen neueren Texten geht es eher um Liebe als um Widerstand. „War die Liebe nicht von Dauer / War sie wie ein Hauch im Sommerwind“, singt Schoppe in „Der Augenblick“. Renft sei für ihn wie ein Theaterstück: Die Akteure und Texte können sich ändern. Das Stück soll weiterleben.

Für einen Moment hält er inne, atmet tief ein. Dann ertönt seine Stimme im leeren Konzertsaal. Laut singt er den Renft-Song „Trug sie Jeans“. Seine leicht rauchige, aber klare Stimme befreit sich, trägt die Töne in den Raum. Sie macht Gänsehaut. Für einen Moment steht die Zeit still, für einen Moment sind Leidenschaft und Erinnern verbunden.

von David Klaubert **WILDER OSTEN**

Aus Sehnsucht nach Freiheit wurden Hunderte DDR-Bürger zu Hobby-Indianern. Joachim Giel war einer ihrer Häuptlinge



Ende der 50er Jahre gründen Joachim Giel und seine Freunde einen eigenen Stamm, die „FDJ-Kulturgruppe für Indianistik Hiawatha“

Schnelles Pferd ist langsam geworden. Sein linkes Bein schmerzt, er schlurft über den Linoleumboden und lässt sich auf einen mit Schafsfell bedeckten Sessel fallen. Seine grau-weißen Haare sind zerzaust wie die Raubvogel-Federn des Kopfschmucks an der Wand hinter ihm. 69 Sommer haben den einstigen Häuptling gezeichnet. Ein langes Indianerleben, vom jungen Krieger bis in den Ältestenrat seines immer kleiner werdenden Stammes.

Joachim Giel ist elf Jahre alt, als er im Herbst 1951 von seinem Vater ein besonderes Geschenk bekommt: ein Indianerkostüm, in wochenlanger Handarbeit genäht und bunt bestickt, dazu eine lange Federhaube und ein Tomahawk mit Steinklinge. Stolz wie Chingachgook, der Mohikaner-Häuptling aus seinen Lederstrumpf-Büchern, marschiert Joachim durch die Leipziger Straßen. Zum Jahrmarkt tollten dort Hunderte verkleideter Kinder herum. Bei den Fangspielen und Prügeleien der anderen will Joachim aber nicht mitmachen. Er hat Angst, dass sein edles Indianerkostüm kaputt gehen könnte.

Andächtig beugt sich *Schnelles Pferd* über das hirschederle Hemd, das er auf dem Tisch vor sich ausgebreitet hat. Er will einen ausgefransten Hermelinschweif ersetzen. Es ist sein Hemd für Festtage, gut vier Monate hat er daran geschnitten, genäht, gestickt, gefärbt und gemalt. An den Ärmeln hängen neben Hermelinfellen dunkle Strähnen. Nach alter Indianertradition sind das die Haare der Frauen, die ihm in seinem Leben am meisten bedeutet haben: Seine Großmutter, seine Mutter, seine Exfrau – und über die vielen anderen Strähnen schweigt der ehemalige Häuptling.

Das geliebte Indianerkostüm ist Joachim längst zu klein geworden, als er zum Stadtfest nach Taucha bei Leipzig fährt. Dort streifen nach einem jahrzehntealten Brauch Jugendliche als Cowboys, Trapper und Indianer verkleidet durch die Straßen. Als Joachim die wilden Horden sieht, wird das alte Feuer in ihm entfacht. Ein paar Wochen später sitzt der 18-Jährige auf einer kleinen Lichtung namens *Hölle*, zusammen mit 30 jungen Leuten aus Taucha. Alle tragen Indianerkostüme: Joachim, der Graveur, daneben Schlosser, Tischler, Dreher und auch ein ehemaliger Stadtrat. Sie schleudern Tomahawks und Messer, werfen Lassos und üben das Schlagen mit der Peitsche.

„Wen einmal dieser Bazillus befallen hat, der bleibt für immer ein Indianer“, sagt *Schnelles Pferd* und plustert seine dicken Backen auf. Er streicht mit seinen kurzen Fingern über das helle Leder, über grobe Zeichnungen, die aussehen wie Höhlenmalereien und aus seinem Indianerleben erzählen: *Schnelles Pferd* jagt einen Hirsch, reitet mit seinem Stammesbruder Red durch die Prärie und freut sich über die Geburt seines Enkels *Kleiner Vogel*. Einen Stamm zu gründen, merken Joachim Giel und seine neuen Freunde schnell, ist in der DDR nicht einfach. Indianer sind in der sozialistischen Einheitsgesellschaft nicht vorgesehen. Die selbst ernannten Rothäute müssen sich eine Anerkennung vom Ministerium für Kultur, Sektor Volkskunst, besorgen und so wird ihr Stamm zunächst auf den Namen „FDJ-Kulturgruppe für Indianistik Hiawatha“ getauft. Um Felle und Pelze für ihre Kleidung und Tipis zu kaufen, brauchen die Indianer Freigabescheine vom Rat des Kreises und für ihre Lager die Genehmigung vom Polizeihauptamt.

Trotzdem wechselt Giel immer schneller zwischen DDR- und Indianerleben hin und her. Er verbringt bald jedes Wochenende im Tipi und nach der Arbeit radelt er ins Völkerkundemuseum, um in alten Reiseberichten, ethnologischen Studien und Zeichnungen zu stöbern. Ausführliche Texte finden die Ostindianer dort zu den Mandan, einem halbnomadischen Stamm aus dem nördlichen Missouri-Gebiet. Und so fangen die Leipziger an, deren Kleidung, Bräuche und Riten detailgetreu nachzuahmen. Sie nennen ihren Stamm nun „Interessengemeinschaft Mandan-Indianer“ und nähen sich Hemden aus Hirsch- und Ziegenleder, basteln Schmuck aus Bärenkrallen und Rabenfedern, üben Skalp- und Bisontänze. Und weil Giel meist mit dem Rennrad zum Lager strampelt, taufen sie ihn *Schnelles Pferd*.

„Für viele DDR-Indianer war ihr Hobby eine Flucht in einen entpolitierten Freiraum“, sagt der Historiker Jens-Uwe Fischer, der für sein Buch „Sozialistische Cowboys“ die Indianistik-Szene untersucht hat. Die Indianer von Taucha blieben in ihrem Reservat DDR deshalb auch nicht allein. Vor allem als Ende der 60er Jahre die Indianerfilme mit Gojko Mitic in die Kinos kamen, wurden im ganzen Land Tipis aufgebaut. Es gründeten sich rund 60 Stämme, und jeden Sommer trafen sich alle zu einem großen Lager. Mit dem sozialistischen Regime arrangierten sich die meisten Stämme gut. „Obwohl die Indianer so bunt und frei wirkten, waren sie stark in die Strukturen der Diktatur eingebunden“, sagt Fischer. Viele arbeiteten eng mit den lokalen Parteikadern zusammen. Trotzdem hatte die Stasi ihre Spitzel in allen Indianerclubs, setzte aufmüpfige Rothäute unter Druck und sorgte in den 80er Jahren dafür, dass alle Indianisten, die einen Ausreiseantrag stellten, nicht mehr an den großen Sommerlagern teilnehmen durften.

Als die große Mauer fällt, sind die Mandan-Indianer gerade damit beschäftigt, die Blockhütte in ihrem Lager zu reparieren. Und *Schnelles Pferd* freut sich,

dass es mit der neuen Freiheit auf einmal viel einfacher ist, die Holzbalken und all die anderen Baumaterialien zu bekommen. Doch bald schon zieht es die ersten Stammesbrüder in die Prärie, viele weit in den Westen. Und der Stamm der Mandan bekommt ein demografisches Problem: Die Nachfahren der Stammesältesten, auch Tochter und Enkel von *Schnelles Pferd*, sind weiterhin bei den unregelmäßigen Stammestreffen in der *Hölle* dabei, aber neue Mitglieder finden nur noch selten ins Indianerlager. „Die jungen Menschen beschäftigen sich heute mit vielen anderen Dingen“, sagt *Schnelles Pferd* und lässt seine dicken Backen hängen. Zum großen Sommerlager versammeln sich die Mandan und die anderen Stämme immer noch jedes Jahr ums Lagerfeuer. Auch Indianer aus westlichen Gefilden

„Wer einmal den Bazillus hat, bleibt für immer ein Indianer.“

Joachim Giel

bauen mittlerweile ihre Tipis mit auf. Sogar aus England, Tschechien und Polen reisen kleine Trecks an, insgesamt reihen sich mehr als 300 Indianerzelte aneinander. Fliegende Händler preisen ihre Waren an. „Alles, was wir früher selbst von Hand gemacht haben, gibt es jetzt zu kaufen“, sagt *Schnelles Pferd*. „Durch die Größe sind die Lager nicht mehr so gemütlich wie früher. Das intensive Zusammengehörigkeitsgefühl ist verloren gegangen.“ Trotzdem wird er auch nächsten Sommer wieder in sein Hirschleder-Hemd schlüpfen. Er wird am Lagerfeuer sitzen und zusammen mit seinen alten Stammesbrüdern aus langen Indianerleben erzählen. Denn seine Ausdauer hat *Schnelles Pferd* noch lange nicht verloren.



AUFERSTANDEN AUS RUINEN

von Wolfgang Kerler

**Die volkseigenen Betriebe der DDR sind abgewickelt.
In den verlassenen Kombinatn gedeiht neuer Unternehmergeist**

Früher Kantine für Industriearbeiter, heute großzügiges Büro für Kreative:
Alte Fabrikbauten wie in Leipzig Plagwitz bieten jungen Firmen oft mehr
Spielraum als moderne Bürokomplexe



Im Herbst 2007 betritt Eike Sievert zum ersten Mal die große Halle. Von den hohen Stahlträgern bröckeln Reste des gelben Lacks. Milchige Scheiben im Dach dämpfen das Tageslicht. Die Ölflecken auf dem Boden lassen erahnen, dass hier einmal schwere Maschinen gestanden haben. „Es gehörte schon Fantasie dazu, um sich dort eine moderne T-Shirt-Manufaktur vorzustellen“, sagt Sievert, 29, heute. Seit einem Jahr ist sie nicht mehr auf ihre Vorstellungskraft angewiesen: Wo zu DDR-Zeiten Schrauben für Eisenbahnkräne gedreht wurden, bedrucken die Mitarbeiter von „Spreadshirt“ jetzt T-Shirts per Hand. Sieverts Arbeitgeber hat im Leipziger Stadtteil Plagwitz eine Lücke gefüllt.

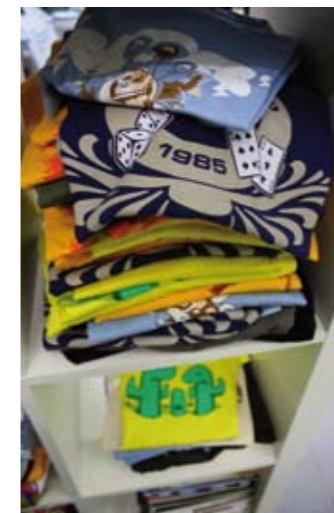
Das Industriequartier erlebte Anfang der 90er Jahre das, was viele Regionen in Ostdeutschland durchmachten: Reihenweise schlossen sich die großen Werkstore der volkseigenen Betriebe der DDR. Ihr Geschäft mit Garnen, Motoren oder schweren

Baumaschinen lohnte sich in der freien Marktwirtschaft nicht mehr. 20.000 Industriearbeiter, die vor der Wiedervereinigung in Plagwitz gearbeitet hatten, verloren ihren Job. In ganz Ostdeutschland waren es über drei Millionen. Plagwitz verkam zum Problemviertel mit hoher Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Armut. Viele zogen weg. Es brauchte neue Ideen.

Heute leuchten die Stahlträger der Fabrikhalle im kräftigen Blau und der Boden ist sauber. „Aber der Industriecharme ist geblieben“, sagt Eike Sievert mit ihrem leichten sächsischen Dialekt. Statt Blaumann trägt sie ein blaues T-Shirt. „Mein Leipzig lob ich mir“ ist daraufgedruckt.



Manche Werkstore in Plagwitz sind noch fest verschlossen. Doch nach Angaben der Stadt gibt es immer noch Nachfrage nach den Industrieruinen



Ihren Job bei „Spreadshirt“ hat Sievert bekommen, weil zwei Leipziger Studenten vor sieben Jahren einen guten Einfall hatten: Sie starteten eine Internetseite, auf der Kunden ihre Wunsch-T-Shirts gestalten können. Mit wenigen Klicks lassen sich dort Aufdruck, Farbe und Form festlegen. 2008 verkaufte „Spreadshirt“ 1,3 Millionen Exemplare solcher T-Shirt-Unikate. Die Zahl der Mitarbeiter stieg weltweit auf über 250. Die meisten davon arbeiten in Plagwitz. Dort und in anderen Stadtteilen von Leipzig sind längst nicht mehr alle Industrieruinen verwaist. Denn wie „Spreadshirt“ traten viele kleine Handelsbetriebe, Medienunternehmen, Medizintechnik- und IT-Firmen die Nachfolge der großen

volkseigenen Betriebe an. Mit pfiffigen Konzepten ersetzen sie die überholten Geschäftsmodelle aus der Planwirtschaft.

Knapp drei Kilometer von Plagwitz entfernt, im Leipziger Musikerviertel, lebt derweil das größte Industriekombinat der DDR weiter. Im zweiten Stock eines Bürohauses hat „Robotron“ ein neues Hauptquartier gefunden – und eine neue Aufgabe. Armin Hoffmann, 64, führt seine Besucher wie ein Hausherr durch die weißen Gänge mit blauem Linoleumboden – obwohl er seit drei Jahren als Geschäftsführer im Ruhestand ist. In der Hand hält der weißhaarige Mann einen Ordner: Darin steckt in Form von Verträgen die Geschichte des „Robotron-Bildungs- und -Beratungszentrums“.

Für dessen Rettung aus dem untergehenden Kombinat mit über 60.000 Mitarbeitern in der ganzen DDR kämpfte Hoffmann zwischen 1990 und 1992.

Vom riesigen Robotron-Kombinat blieb in Leipzig nur ein kleines Schulungszentrum übrig



Eike Sievert von „Spreadshirt“ freut sich über den Industriecharme in ihrem Büro



Wo früher schwere Maschinen produziert wurden, stellt „Spreadshirt“ heute leichte Baumwollshirts her

Allein in Leipzig arbeiteten 2.500 Menschen für „Robotron“. Das Logo prangte auf Großrechnern und Personal Computern in der gesamten sozialistischen Welt. „Robotron“ stand für Hightech „made in East Germany“. Mit seiner Idee konnte Hoffmann den großen Namen vor dem Verschwinden bewahren.

Zur Zeit der Wiedervereinigung war Hoffmann Chef des „Robotron“-Schulungszentrums in Leipzig. Dort erhielten Kunden aus dem In- und Ausland Unterricht im Umgang mit den raumfüllenden Großrechnern. Doch mit der Einführung der Marktwirtschaft brach das Geschäft fast vollständig ein. Mit Westprodukten konnten die „Robotron“-Rechner nicht mithalten. Wie viele andere technisch rückständige DDR-Hersteller musste „Robotron“ fast alle Mitarbeiter entlassen. Armin Hoffmanns Abteilung bildete eine der wenigen Ausnahmen.

Seit Mitte 1990 ließ er seine Dozenten fortan Microsoft-Office-Kurse für Arbeitslose geben. „Die plötzlich aufkommende Arbeitslosigkeit hat uns gerettet“, erinnert sich Hoffmann. Dann verhandelte er mit der Treuhandanstalt, die für die Privatisierung der DDR-Betriebe zuständig war, über die Abtrennung seiner Abteilung vom schwankenden Computer-Riesen. Für eine Million Mark kaufte er schließlich zusammen mit anderen Gesellschaftern das Schulungszentrum. 1992 startete Hoffmann mit 80 Mitarbeitern in die Privatwirtschaft. In mehreren Städten Mitteldeutschlands eröffnete er neue Niederlassungen. Außerdem sicherte er der neuen Firma die Rechte am Logo des DDR-Kombinats.

Hoffmann lächelt, als er nach der Zukunft seines Unternehmens gefragt wird. „Anfang des Jahrtausends hatten wir einige Schwierigkeiten“, sagt er. „Aber man kann sagen, dass die Geschäfte jetzt wieder sehr gut laufen.“ 80 Prozent des Umsatzes macht „Robotron“ mit der Schulung von Arbeitslosen – und mit 13 Prozent ist die Arbeitslosenquote in Ostdeutschland immer noch fast doppelt so hoch wie im Westen. Immerhin 20 Prozent bringe das Geschäft mit Firmenkunden, sagt Armin Hoffmann. „Wir hatten gehofft, dass sich das Verhältnis irgendwann umkehren würde.“

MEIN 9. OKTOBER 1989



RAINER MÜLLER, 43, HISTORIKER

„Ich erinnere mich vor allem an die Anspannung. Von morgens an habe ich Flugblätter verteilt, ab dem Nachmittag auch in der Innenstadt. Dort haben Kampfgruppen ihre Geschütze aufgebaut. Alle warteten auf den Abend. Während der Demonstration war ich in der Kirche in Volkmarsdorf, habe Meldungen aus der Innenstadt entgegengenommen und an Nachrichtenagenturen im Westen weitergeleitet. Als wir hörten, dass der Demonstrationzug komplett um den Innenstadtring gegangen war, wussten wir: Wir haben gewonnen. Es war weit nach Mitternacht, als wir alle gemeinsam mit Whisky aus dem Westen anstießen – auch ich, obwohl ich eigentlich gar keinen Alkohol trinke.“

GERTRAUDE DONNER, 74, RENTNERIN

„Meine beiden Söhne, damals 16 und 19 Jahre alt, sind zur Montagsdemo gefahren. Verbieten konnte ich es ihnen nicht. Aber als mein Mann und ich im Fernsehen gesehen haben, wie die Wasserwerfer angerückt sind, hatten wir Angst um die Kinder. Wir haben gebetet, dass ihnen nichts passiert.“



UDO HARTMANN, 47, ALTENPFLEGER

„Am 9. Oktober saß ich im Stasi-Gefängnis. Nach der Montagsdemo vom 11. September hatten sie mich in U-Haft gesteckt. Im Gefängnis haben wir die Sprechchöre der Demonstranten gehört. Zuerst war es bei uns totenstill. Dann haben wir alle in den Zellen gehöhlt, geschrien und getrommelt. Normalerweise kam bei so was sofort ein Wächter. Aber an diesem Abend hat sich kein Schwein blicken lassen. Ich habe nur gedacht: Geil! Wenn wir die hier drin hören, dann müssen es eine ganze Menge Leute sein. Ich bin eine Woche später entlassen worden und bin am Montag gleich auf die Demo gegangen – diesmal mit 100.000 Leuten. Das war ein richtiges Hochgefühl.“



ANDREAS GRÖHLING, 49, TAXIFAHNER

„Worum es am 9. Oktober ging, ahnte ich bereits am Vormittag: Die ganzen Arschkriecher im Betrieb – intelligent wie 'ne Schaufel Sand, aber in der Partei – haben sich fertig gemacht. Die waren in der Kampftruppe und standen später mit Kalaschnikows auf der Straße. Außerdem habe ich Streitkräfte mit AK47-Sturmgewehren gesehen. Wer damit getroffen wird, ist ein Krüppel. Als ich das sah, hat mich die blanke Wut gepackt. Wir waren ja keine Terroristen, sondern das eigene Volk!“



UWE PULLWITT, 65, FOTOGRAF

„Die ‚Leipziger Volkszeitung‘ hatte uns dazu verdonnert, die Zerschlagung der Montagsdemonstration zu fotografieren. Sie wollten Bilder von Kampftruppen und Polizeiautos. Auf keinen Fall sollten jubelnde Menschen zu sehen sein. Ich habe mir aber trotzdem einen Standort gesucht, von dem aus ich die demonstrierenden Massen fotografieren konnte. Ich dachte mir: Du bist Journalist, du musst das für die Chronik der Geschichte festhalten.“



CHRISTIANE PRÄTORIUS, 45

„Ich bin schon im September 1989 ausgereist. Die Ereignisse vom 9. Oktober in Leipzig habe ich also nur im Fernsehen verfolgt. Ich war bei Verwandten im Schwabenland und habe mich immer wieder gefragt: Was passiert hier eigentlich? Mir sind Schauer über den Rücken gelaufen, so ergreifend war das.“



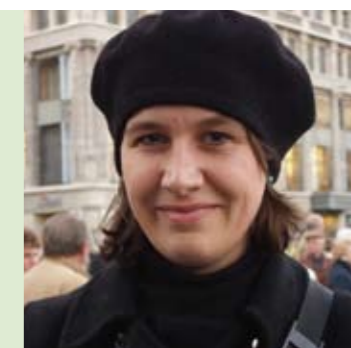
STEPHAN KRAWCZYK, 53, LIEDERMACHER

„Am 9. Oktober war ich auf Tour in Westdeutschland – ich war schon im Februar 1988 aus der DDR in den Westen abgeschoben worden. Dort wurden die Menschen in dieser Zeit hellwach, stürmten in meine Konzerte und fragten immer wieder, wie es mit der DDR nun weitergehen würde. Solche großen Demonstrationen in Leipzig hatte es noch nie gegeben. Es hätte ja auch sein können, dass sich die DDR-Machthaber an ihren Genossen in China orientieren, die erst im Sommer auf dem Platz des Himmlischen Friedens eine Demonstration niedergeschossen hatten. Es hat damals wohl niemand damit gerechnet, dass die Mauer so schnell fallen würde.“



NINA ROSKAMP, 30, STUDENTIN

„Ich war damals zehn Jahre alt und habe die Ereignisse im Westen nur vor dem Fernseher gesehen. Aber ich spürte schon den Ernst der Situation.“





Rasten statt reisen: Die Menschen bummeln gerne in meiner glitzernden Einkaufspassage. Reiseproviant kaufen nur die wenigsten

MEIN ZWEITES ICH

Früher gab er Reisenden ein Dach für Ankunft und Abschied, heute bietet er Einkaufsfreudigen ein Zuhause. Die Lebensgeschichte des Leipziger Hauptbahnhofs

von Gianna Grün

Ein Teil von mir ist grau, aus kaltem Stahl und gläsern. Ein anderer ist sandfarben, warm und schillernd bunt. Von außen betrachtet sind die zwei Teile zusammengewachsen: Glas schließt an Sandstein an, Leuchtreklame strahlt vor grauem Stahl. Aber in meiner Seele bin ich zwiegespalten. Ich kann gelassen sein, gar gelangweilt, aber im gleichen Moment auch völlig hektisch. Ich bin Grund für Trauer, aber auch für Freude. Für Enttäuschung, aber auch für Hoffnung und Sehnsucht. Doch auch wenn ich in meinem Wesen manchmal hin- und hergerissen bin, kann man sagen, ich habe Köpfcchen. Denn ich bin der größte Kopfbahnhof Europas.



Mein Äußeres spannt den Bogen von meiner historischen Vergangenheit – wie sie die alte Postkarte von 1914 zeigt – ...



... über meine moderne Gegenwart bis in meine Zukunft

aber auch das schlechte Gewissen: Denn dieser Wunsch blieb in den meisten Fällen schließlich unerfüllt und ich war so gemein, den Menschen diese unerfüllte Sehnsucht vor Augen zu halten.

Als mit der Wende die Reisefreiheit kam, geschah etwas Merkwürdiges: Als das Fernweh gestillt werden konnte, verschwand es auch. Weniger Menschen besuchten mich, um in Züge zu steigen. Dafür entwickelte sich ein anderer Trend: Innerhalb von zwei Jahren eröffneten mehr als 100 Cafés und Geschäfte – heute sind es 140.

Auch wenn mich die vielen Läden moderner machen, frage ich mich manchmal, ob sie mich nicht zu sehr verändern. Aus mir ist ein Kaleidoskop der Sinne geworden: bunte Kleidung und schnörkelige Dekorationsartikel, plätscherndes Wasser, surrende Rolltreppen. Für fremde kulinarische Genüsse braucht man auch nicht mehr in den Zug zu steigen, sondern kann einfach durch die Promenaden schlendern. Asiatische Nudeln, französischer Käse, italienischer Espresso. Jeder Meter riecht anders – und davon gibt es immerhin 30.000 zum Quadrat. Ich bin nicht mehr anziehend, weil ich ein Sprungbrett in die Welt bin, sondern weil man bei mir was zum Anziehen kaufen kann.

Deshalb bin ich schon ein bisschen neidisch auf Flughäfen, die mir den Rang abgelassen haben. Trotzdem habe ich immer noch ein Kribbeln im Bauch, als würden Tausende Ameisen durcheinanderlaufen. Täglich wuseln 150.000 Menschen durch meine Hallen. Einerseits ist es ermüdend, ständig in Bewegung zu sein. Andererseits ist das Kribbeln ein angenehmes Gefühl – es erhält mich am Leben.

Aber das ist nicht der einzige Grund, weshalb ich anders bin als alle anderen. Denn meine Erbauer haben mich komplett symmetrisch konstruiert. Das mag etwas ungewöhnlich sein, aber es macht mich auch ein bisschen stolz, nicht so wie alle anderen zu sein.

Nach dem Krieg war ich am Boden zerstört und es hat bis 1965 gedauert, bis ich wieder an den erinnerte, der ich einmal war.

Begehrt zu sein ist ein schönes Gefühl. Am größten war es zu Zeiten der DDR, als viele gern „einfach so“ in den Zug gestiegen wären. Ich muss gestehen, dass mir das sehr geschmeichelt hat. Gleichzeitig plagte mich

DIE GOLDSCHMIEDEN

von Sabrina Ehrle

In den DDR-Sportschulen wurden Kinder zu Medaillengewinnern geformt – auch mit Hilfe von Doping. Heute hat die Idee der Eliteschulen wieder Konjunktur. Was ist davon zu halten? Zwei Meinungen



Jörg Melitzer, 66, war von 1956 bis 1986 Wasserballer und Schwimmer. Bis heute trainiert er Kinder und Jugendliche im Flossenschwimmen für den SC DHfK in Leipzig

In der DDR wurden talentierte Kinder ab der vierten Klasse an den Kinder- und Jugendsportschulen (KJS) zu Leistungssportlern erzogen. Was halten Sie von so einer frühen Talent-Sichtung?

Jörg Melitzer: Die staatlich geförderte Sichtung war effizient. Kinder sahen im Sport die Chance, zu sozialem Status zu gelangen, und sind freiwillig an die KJS gegangen. Ich bin damals auch freiwillig von Zwickau an die KJS nach Chemnitz gewechselt. Dort habe ich kostengünstig für 25 Ostmark im Monat gewohnt, gegessen und geschlafen und konnte im Verein trainieren.

Klaus Zöllig: Die Sichtung war sicherlich gut, weil man gezielt nach Talenten gesucht hat. Doch man nahm den Kindern die Möglichkeit, sich frei zu entfalten. Nicht jedes Kind wollte freiwillig an die KJS. Viele Eltern waren stolz auf ihre Kinder, andere wiederum wurden von Lehrern oder Trainern unter Druck gesetzt, damit sie ihre Kinder auf eine KJS schicken.

Wer die Leistungsnorm nicht erfüllte, wurde ausgemustert. Was geschah mit diesen Kindern?

Jörg Melitzer: Sie gingen zurück an ihre alten Schulen und Vereine, wo sie in den Breitensport wechselten. Einige traf das hart – wie heute auch. Ich kenne aber kaum jemanden, der einen ernsthaften Schaden davontrug. Man wollte eben nur die Besten oben haben.

Klaus Zöllig: Sie wurden sich selbst überlassen. Sie mussten das Training reduzieren, um langsam Muskeln abzubauen. Ein Kind sollte beispielsweise einfach 200 Meter weniger pro Trainingseinheit schwimmen. Das stand auf einem Zettel, den man ihm in die Hand drückte. Was an ihren Schulen geschah, kann ich schlecht einschätzen. Es bestand ja Schweigepflicht bei den Schülern.

Heute weiß man, dass auch Kindern Dopingmittel verabreicht wurden. Die Trainer wussten also davon.

Jörg Melitzer: Doping muss man dem System vorwerfen. Wir wussten, dass es da was gab. Ich habe im Nachwuchsbereich bis zwölf Jahre gearbeitet und habe es nie kennengelernt. Die breite Diskussion über Doping ist wichtig, aber ich finde jegliche Pauschalierungen und Exzesse in der Berichterstattung sehr schade. Viele meiner Wissenschaftskollegen sehen das ähnlich. Wir sind für einen sauberen Sport und sind stolz auf Schwimmer wie Paul Biedermann und Sven Lützkendorf, die Europa- und Weltmeister sind.

Klaus Zöllig: Die Trainer hatten einen klaren Auftrag: Sie sollten Talente heranzüchten. Gerade die Trainer waren ins System eingebunden. Wer sagt, dass er nichts wusste, lügt. Die Stasi hat nicht selten Trainer ermahnt, wenn mal etwas nicht nach ihren Vorstellungen lief. Das belegen die Unterlagen. Auch der Staatsplan „14.25“, durch den die Stasi seit 1974 das Dopingprogramm überwachte, beweist das. So wurde die Leber von Jugendauswahlspielern schon früh untersucht. Wenn man erkannte, dass sie untauglich für den Leistungssport sind, hat man sie als „Leberschwächlinge“ ausgemustert.

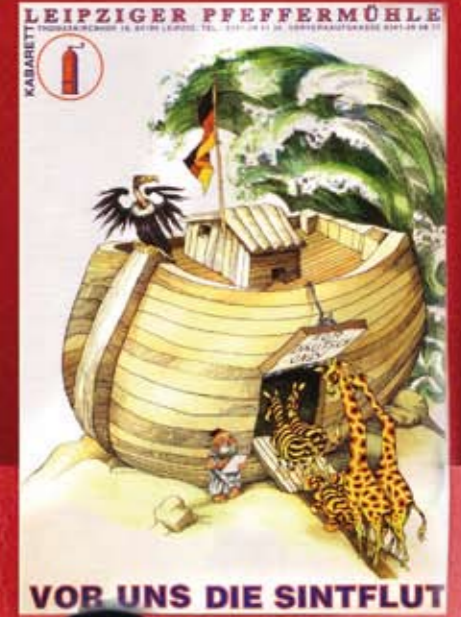
In den vergangenen Jahren wurde viel über die DDR-Sportstruktur diskutiert. Gerade die frühe Sichtung oder auch Eliteschulen des Sports erinnern wieder etwas an das System der DDR. Wie bewerten Sie diese Diskussion?

Jörg Melitzer: Die Diskussion ist richtig. Nach der Wende wurde viel ausradiert, was man hätte übernehmen können. So auch die KJS. Jetzt versucht man mühselig, Eliteschulen des Sports aufzubauen.

Klaus Zöllig: Solange alles freiwillig geschieht, ist es in Ordnung. Hauptsache, die Freude am Sport steht im Vordergrund.

SCHLUSS MIT LUSTIG

von Julia Hahn

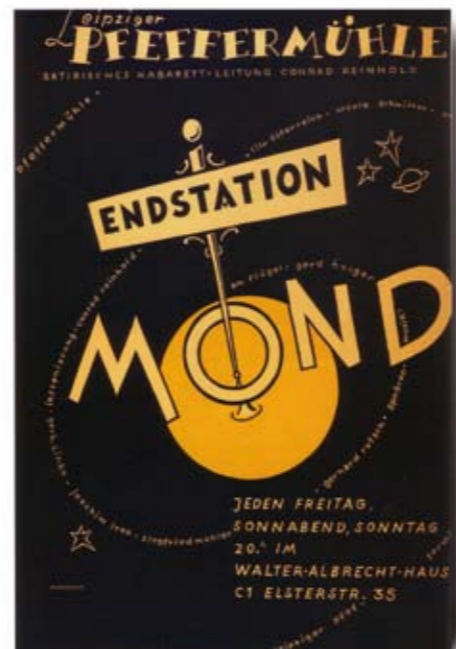


VOR UNS DIE SINTFLUT

Kabarett-Veteran Hanskarl Hoerning hat sich mehr als 30 Jahre lang durch die DDR gelacht. Von Bananen-Witzen hat er die Nase voll



Foto: Montage



Volles Programm: Plakate der „Pfeffermühle“ aus drei Jahrzehnten. Heute jucken die Witze nicht mehr so recht, findet Kabarettist Hanskarl Hoerning

Hanskarl Hoerning, 78, hat in Leipzig Schauspiel studiert und war von 1958 bis 1997 Kabarettist bei der Leipziger „Pfeffermühle“. Heute ist er Buchautor und schreibt Literaturparodien

Herr Hoerning, sind DDR-Witze noch lustig?

Nicht wirklich. Die „Leipziger Volkszeitung“ veröffentlicht zwar jeden Tag einen, aber die sind peinlich.

Wie finden Sie den hier: Warum können Ossis nicht vom Affen abstammen?

Irgendwas mit Bananen ...

... weil es Affen nie 40 Jahre lang ohne Bananen ausgehalten hätten.

Der ist schlecht. Bananen sind durch. Außerdem ist das wieder so ein DDR-Klischee: Als hätten wir damals nichts anderes zu tun gehabt, als nach Bananen zu gieren.

Dann reden wir über Satire.

Tucholsky hat mal gesagt: Satire ist die Widerspiegelung der Wirklichkeit in übertriebener Form.

Das klingt ernst.

Ich bin auch nicht lustig, also privat. Ich sag's mal so: Kabarettisten sollen zum Mit- und Nachdenken

anregen, aber ob sich nun tatsächlich was verändert oder nicht, dafür sind wir nicht zuständig.

Haben Sie gegen das DDR-System rebelliert?

Nein. Ich wollte schreiben, eigene kleine Texte, deshalb bin ich zum Kabarett gegangen. Mir war schon klar, dass ich dafür politisch sein musste, aber ich war kein Revoluzzer.

Wurden Sie zensiert?

Mehrmals. 1964 haben wir Walter Ulbrichts Lieblingssendung durch den Kakao gezogen und 1979 hat Honecker unser Programm „Wir können uns gratulieren“ verbieten lassen. Dabei war das unser Beitrag zum 30. Jahrestag der DDR.

Was hat ihn an diesem Programm gestört?

Kleinigkeiten. Wir haben zum Beispiel einen winzigen DDR-Bürger auf der Bühne in ein Einwegglas gesteckt. Das war dann politisch falsch, weil die DDR mit Sigmund Jähn ja gerade den ersten Menschen ins Weltall geschickt hatte. Solche Erfolge durfte man nicht kleinreden.

Kannten Sie die Leipziger Zensoren persönlich?

Ja, wir haben uns sogar geduzt. Wir nannten sie immer „die Vier“. Die kamen von der SED-Bezirksleitung, haben uns „Vorschläge“ gemacht,

die wir dann einsehen mussten. Aber manchmal haben „die Vier“ uns auch die Vorlagen für bessere Pointen geliefert.

Zum Beispiel?

Wir haben mal ein paar Verse über Honecker geschrieben, aber es war ja verboten, „Erich“ zu sagen. Dann meinte die Viererbande, wir sollen doch sagen: „Der ‚Größte‘ fährt durch die Straßen.“ Das war natürlich viel besser, viel indirekter. Genial.

Nach dem 9. November 1989 durften Sie sagen, was Sie wollten. Was haben Sie in der ersten Vorstellung nach dem Mauerfall gespielt?

Erstmal nichts. Bis Anfang Dezember mussten wir dichtmachen, weil sich politisch ständig etwas verändert hat und unser Bühnenprogramm plötzlich veraltet war. Es hieß „Vier vor zwölf“ und hat sich mit dem zwölften SED-Parteitag beschäftigt. Der hat aber wegen des Mauerfalls nie stattgefunden. Wir haben dann die Szenen umgebaut und das Programm „Nun steh'n wir da“ genannt. Genauso war es ja auch: Wir hatten plötzlich die große Freiheit und mussten uns überlegen, worüber wir herziehen wollen.

Die Honecker-Witze mussten sicher erstmal gestrichen werden ...

Klar, wer will schon auf toten Hunden herumtrampeln? Wir haben uns dann eben mehr auf Kohl konzentriert.

Aber über den Bundeskanzler haben Sie ja schon vor dem Herbst 1989 gelästert.

Ganz ehrlich, unsere ersten Programme gleich nach der Wende waren schlecht. Erst 1992/93 haben wir uns wieder gefangen. Aber der Reiz war plötzlich weg. In der DDR haben wir ja ständig auf dem Drahtseil getanzt, weil Szenen rausfliegen konnten oder Programme verboten wurden. Aber gerade das hat uns ja Spaß gemacht. Wir wollten das System austesten, sehen, wie weit wir gehen können. Heute darf jeder alles sagen, aber es juckt ja irgendwie keinen mehr. Deswegen habe ich 1997 aufgehört.

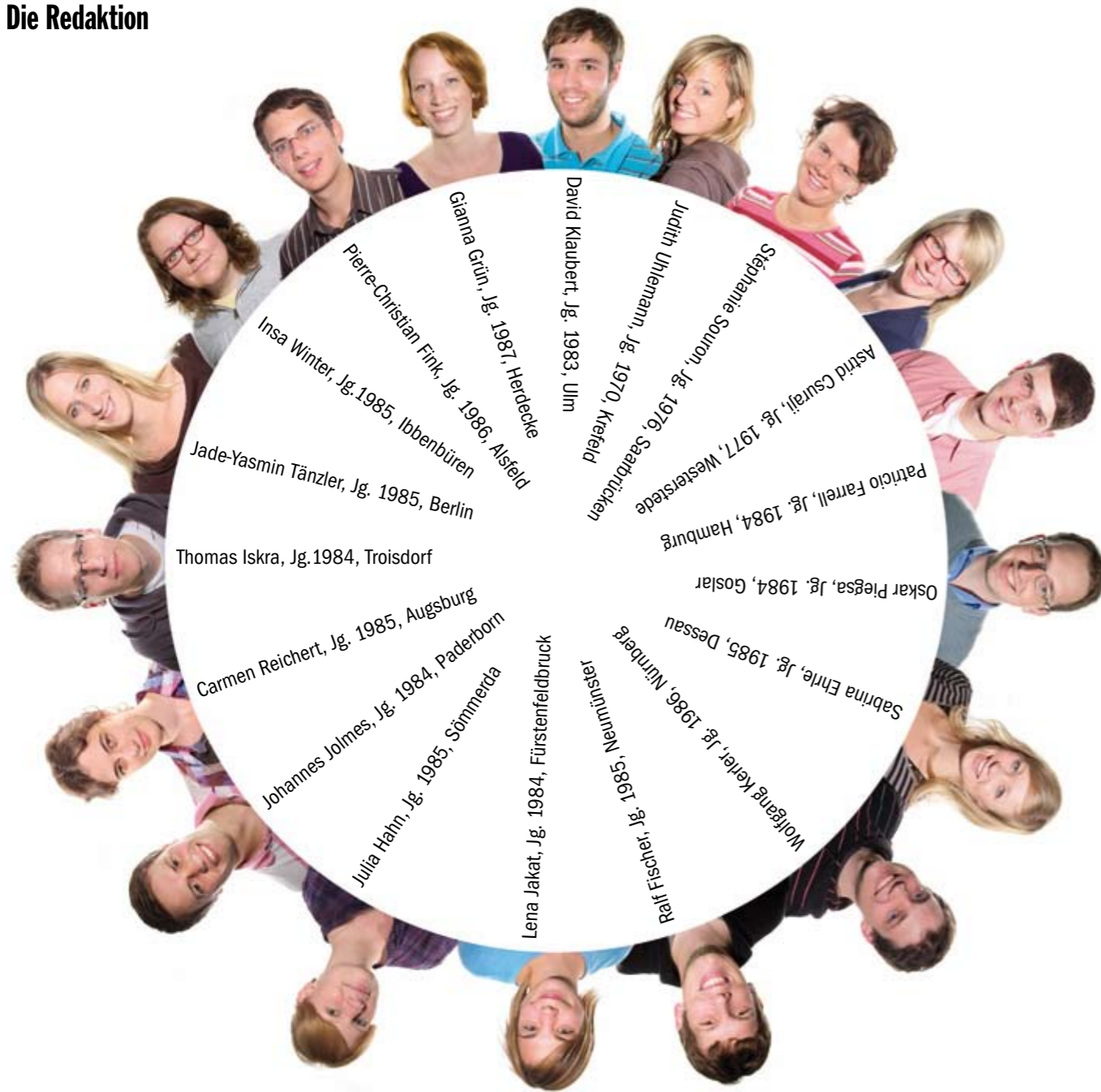
Hat sich das Publikum verändert?

Die alte Arbeiterklasse ist weg. Mit der Wende haben die volkseigenen Betriebe Pleite gemacht. Die Leute saßen plötzlich auf der Straße und hatten andere Dinge im Kopf, als ins Kabarett zu gehen.

Würden Sie heute nochmal mit einer DDR-Nummer auf die Bühne gehen?

Bloß nicht. Die Luft ist raus.

Die Redaktion



Impressum

Herausgeber: Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Rathausallee 12, 53757 Sankt Augustin, journalisten-akademie@kas.de, www.kas.de
zwanzig nach gibt es auch zum Hören und Sehen. Das Hörfunk- und TV-Format
finden Sie im Internet unter: www.journalisten-akademie.com

Chefredaktion: Astrid Csuraji (V.i.S.d.P.), Stéphanie Souron
Chef vom Dienst: Pierre-Christian Fink
Redaktion: Sabrina Ehrle, Patricio Farrell, Ralf Fischer, Gianna Grün, Julia Hahn, Lena Jakat, Johannes Jolmes,
Wolfgang Kerler, David Klaubert, Oskar Piegsa, Carmen Reichert, Jade-Yasmin Tänzler, Insa Winter

Gestaltung: Judith Uhlemann, www.uhlemann-design.de

© Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. (Oktober 2009)
Alle Rechte vorbehalten.

Rechts: Das Foto eines unbekannten Mädchens wurde zum Sinnbild der friedlichen Revolution
(Foto: Leipzig Tourismus und Marketing GmbH / Bernhard Eckstein)
Rückseite: Zwanzig Jahre danach wiederholt sich die Szene mit der vierjährigen Lena aus
Leipzig beim Lichtfest am 9. Oktober 2009 (Foto: Pierre-Christian Fink)



